

## Wem hilft die Kinder- und Jugendhilfe?

### Gegebene Antworten und aktuelle Kontroversen

Manfred Kappeler  
Heimerziehung in der (alten) Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik – und was wir daraus lernen können

Michael Lindenberg  
Geschlossene Heimerziehung in Deutschland vor und nach der Wende  
Ein Kommentar zur Wiederkehr des Selben

Vadim Riga  
Wann sind wir zu Hause?  
Persönliche Reflexionen zur Heimerziehung

Friedemann Affolderbach & Uwe Hirschfeld  
Enteignete Erfahrung?  
Ein Gespräch zur Politik der Erinnerung an die DDR

Eberhard Mannschatz  
Zur Positionierung der Jugendhilfe  
Themenbezogene Erörterung aus einem verschütteten Denkhorizont

Timm Kunstreich  
„Ihr wollt unser Bestes? Ihr kriegt es nicht!“  
Notate zur Abschaffung der Heimerziehung

Forum  
Sven Heuer  
Die Ordnung der „konfrontativen Pädagogik“ –  
Zwischen Präventionsstrategie und Punitivitätskonzept



# Widersprüche

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich  
33. Jahrgang, September 2013

Herausgegeben vom Widersprüche e.V.  
Verein für kritische Analyse und Bildung im Sozial-, Gesundheits- und Bildungsbereich

**Redaktion:** Manfred Kappeler, Friedel Schütte (Berlin); Christof Beckmann, Holger Ziegler (Bielefeld); Henning Schmidt-Semisch (Bremen); Friedemann Affolderbach (Leipzig); Uwe Hirschfeld (Dresden); Fabian Kessel (Essen); Karl August Chassé, Helga Cremer-Schäfer, Kirsten Huckenbeck (Frankfurt); Frank Düchting, Timm Kunstreich (V.i.S.d.P.), Annita Kalpaka, Michael Lindenberg, Tilman Lutz, Barbara Rose, Wolfgang Völker, Heiner Zillmer (Hamburg); Dietlinde Gipsper (Hannover); Jan Wulf-Schnabel (Kiel); Ellen Bareis, Thomas Wagner (Ludwigshafen); Joachim Weber (Mannheim); Maria Bitzan, Eberhard Bolay (Reutlingen); Günter Pabst (Schwalbach/Ts.); Holger Adam, Michael May (Wiesbaden); Gertrud Oelerich, Andreas Schaarschuch, Heinz Sünker (Wuppertal).

Die Schwerpunkte der nächsten Nummern sind:  
Widersprüche 130 Soziale Arbeit in der Postdemokratie? (Dezember 2013)  
Widersprüche 131 Wem hilft die Kinder- und Jugendhilfe II (März 2014)  
Widersprüche 132 Soziale Arbeit: kritisch – reflexiv – radikal (Juni 2014)

Die **Widersprüche** erscheinen regelmäßig mit vier Nummern im Jahr mit einem Gesamtumfang von mindestens 520 Seiten. Einzelheft € 15,00, Jahresabonnement € 42,00; StudentInnenabonnement (Studienbescheinigung beilegen) € 27,00; Preise jeweils zzgl. Versand. Das Abonnement kann mit einer Frist von acht Wochen zum Jahresende schriftlich gekündigt werden.

**Hinweis der Redaktion:** Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. Manuskripte zur Veröffentlichung nimmt die Redaktion gerne entgegen. Für eingesandtes Material wird keine Haftung übernommen.

**Redaktionsadresse:** Widersprüche, Nicoletta Rapetti c/o Redaktion express/AFP e.V., Niddastraße 64, 60329 Frankfurt a.M., Tel.: (0 69) 67 99 84, E-Mail: widersprueche@gmx.de

**Verlagsadresse:** Verlag Westfälisches Dampfboot, Hafenweg 26a, 48155 Münster, Tel.: (02 51) 39 00 48-0, FAX (02 51) 39 00 48 50, E-Mail: info@dampfboot-verlag.de, Internet: <http://www.dampfboot-verlag.de>

**Vertrieb an Einzelkunden:** Germinal GmbH, Siemensstr. 16, D-35463 Fernwald, Tel.: +49 (0) 641 / 4 17 00, E-Mail: bestellservice@germinal.de

**Vertrieb an Institutionen/Buchhandlungen:** Prolit Verlagsauslieferung, Siemensstr. 16, D-35463 Fernwald, Tel.: +49 (0) 641 / 9 43 93 33, Fax: +49 (0) 641 / 9 43 93 39, E-Mail: R.Eckert@prolit.de

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des „Verlag Barbara Budrich“ sowie der Zeitung „Der Freitag“ bei.

© 2013 Verlag Westfälisches Dampfboot. Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten  
Druck und Bindung: Rosch-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz  
ISSN 0721-8834 ISBN 978-3-89691-989-2

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich

129



# Widersprüche

Knochenbrüche  
Z'sammenbrüche  
Bibelsprüche  
Lehrerflüche  
Mutters Küche  
sind 'ne Menge  
Widersprüche  
(Volksmund)

## Wem hilft die Kinder- und Jugendhilfe?

Zu diesem Heft.....3

*Günter Pabst*  
Notate der Erinnerungen: Rolf Schwendter (1939-2013).....7

*Timm Kunstreich*  
Zum Gedenken an Burkhard Müller (1939-2013)..... 13

## Schwerpunkt

*Manfred Kappeler*  
Heimerziehung in der (alten) Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik – und was wir daraus lernen können  
Eine Textcollage..... 17

*Michael Lindenberg*  
Geschlossene Heimerziehung in Deutschland vor und nach der Wende  
Ein Kommentar zur Wiederkehr des Selben ..... 35

*Vadim Riga*  
Wann sind wir zu Hause?  
Persönliche Reflexionen zur Heimerziehung..... 41

*Friedemann Affolderbach & Uwe Hirschfeld*  
 Enteignete Erfahrung?  
 Ein Gespräch zur Politik der Erinnerung an die DDR ..... 57

*Eberhard Mannschatz*  
 Zur Positionierung der Jugendhilfe  
 Themenbezogene Erörterung aus einem verschütteten Denkhorizont ..... 75

*Timm Kunstreich*  
 „Ihr wollt unser Bestes? Ihr kriegt es nicht!“  
 Notate zur Abschaffung der Heimerziehung ..... 93

## Forum

*Sven Heuer*  
 Die Ordnung der „konfrontativen Pädagogik“ –  
 Zwischen Präventionsstrategie und Punitivitätskonzept ..... 117

## Rezensionen

*Sandra Küchler*  
 Ein Teil davon sein  
 Über: *Marcus Hußmann: 'Besondere Problemfälle' Sozialer Arbeit in der Reflexion von Hilfeadressaten aus jugendlichen Straßenszenen in Hamburg. Eine qualitative Studie unter besonderer Berücksichtigung der Membership-Theorie nach Hans Falck.....* 133

## Bildnachweise

Fotos im Innenteil: © Walburga Freitag, Bielefeld

## Zu diesem Heft

Schon die Fragestellung: „Wem hilft die Kinder- und Jugendhilfe?“ legt nahe, dass die Adressaten der Sozialen Arbeit bzw. der Jugendhilfe erst in zweiter Linie Kinder und Jugendliche bzw. deren Familien sind, dass Adressaten in erster Linie die Gruppierungen des „Blocks an der Macht“ (Gramsci) sind, die ein Interesse an Erhalt oder Veränderung von Machtstrukturen haben, die mit diesem Feld verbunden sind. Diese regulieren, ob Themen der Kinder- und Jugendhilfe eher in den Sicherheitsdiskurs eingebunden werden („die gefährlichen Jugendlichen in die geschlossene Unterbringung“) oder in einen „Emanzipationsdiskurs“, der z.B. auf eigenständige Rechte von Kindern und Jugendlichen zielt. Antonio Gramsci formulierte den damit verbundenen hegemonietheoretischen Ansatz wie folgt:

„Gibt es ein einheitliches Kriterium, um gleichermaßen die verschiedenen und spezifischen Tätigkeiten Sozialer Arbeit zu erfassen und sie gleichzeitig und wesentlich von den Tätigkeiten der anderen gesellschaftlichen Gruppierungen abzugrenzen? Der verbreitetste methodische Fehler scheint mir zu sein, daß dieses Unterschiedsmerkmal in der Spezifik der Tätigkeiten Sozialer Arbeit gesucht wird und nicht im ganzen System der Beziehungen, in dem sie, und damit die Gruppen, die sie repräsentieren, als Teil des Gesamtkomplexes der gesellschaftlichen Beziehungen ihren Platz finden [...] Alle Menschen sind SozialarbeiterInnen/SozialpädagogInnen, könnte man sagen: Aber nicht alle Menschen haben in der Gesellschaft die Funktion von Professionellen der Sozialen Arbeit“ (Gramsci 1967: 408/409 – Textvariante, im Original steht „Intellektuelle“ statt „Soziale Arbeit“; Hervorhebung der Redaktion ).

„Ausgangspunkte sind also nicht die einzelnen Tätigkeiten (oder deren Merkmale), sondern die Professionellen der Sozialen Arbeit als eine gesellschaftliche Gruppe und deren Einbindung in das gesellschaftliche System. Auch wird diese Gruppe nicht durch ihre Adressaten (‘Klienten’) definiert, sondern durch Gruppen, ‘die sie repräsentieren’, also z.B. durch die ‘Mittelschichten’ oder ‘grün-alternative’ und ‘liberal – bzw. sozialdemokratische’ Milieus. Damit sind wir selbst Gegenstand der Analyse und nicht – wie üblich – unser ‘Klientel’. Nun sind wir gefragt, wie wir unser Verhältnis zu den Adressaten und anderen Teilen der Gesellschaft definieren. Es geht damit um die Analyse von Beziehungen, von Relationen, in die wir selbst verstrickt sind. Das ist nicht ungefährlich, denn schließlich neigen wir zu idealisierender Selbstüberschätzung oder zu resignativer Selbst-Entwertung“ (Kunstreich 2000: 8).

Diese institutionen- und herrschaftskritische Positionierung ist nicht nur der rote Faden in diesem Heft, sondern ist eine Grundlinie unserer redaktionellen Position von Anfang an.<sup>1</sup> So heißt es in Heft 1 vom September 1981, dessen einer Schwerpunkt auch damals schon die Auseinandersetzung um geschlossene Heimerziehung war:

„Nun ist der kapitalistische Vergesellschaftungsprozess ambivalent: Einerseits geraten die sozialen Beziehungen und Zuwendungen in das Korsett einer Rationalität, die die der abstrakten Arbeit, des Werts ist. Andererseits aber werden dadurch gesellschaftliche Bereiche öffentlich und potenziell zum Konfliktfeld antagonistischer Interessen, die vordem privat-sprachloser Unterbau gesellschaftlicher Herrschaft waren. Mit der Vergesellschaftung drängen sowohl die gesellschaftlichen Leiden als auch fortgeschrittene, 'kulturrevolutionäre' Bedürfnisse in die Institutionen. Zunehmend wird dadurch öffentlich und gleichzeitig angreifbar, um welche Re-Produktion es geht und gehen soll: um die Re-Produktion eines menschenverschleißenden Herrschaftsverhältnisses oder um die selbstbestimmte Produktion von Beziehungen, Fähigkeiten und Möglichkeiten!“ (Redaktion Widersprüche 1981: 11).

In diesem Heft kreuzen sich zwei Tendenzen, die aus dem „privat-sprachlosen Unterbau gesellschaftlicher Herrschaft“ in Richtung auf „selbstbestimmte Produktion von Beziehungen, Fähigkeiten und Möglichkeiten“ zielen: zum einen die Anerkennung der Leiden der Heimzöglinge mit der Perspektive, jegliche Institution geschlossener Unterbringung abzuschaffen und zum anderen die Auseinandersetzung um Erinnerungsdiskurse über Erfahrungen und Strukturen in der DDR. Beide Stränge kreuzen sich zweimal. Die eine Kreuzung thematisiert die Frage, ob die Heimerziehung in der Bundesrepublik (zumindest bis Mitte der 70er Jahre) ein Unrechtssystem in einer sich als sozialer Rechtsstaat verstehenden Gesellschaft sein kann, der andere Kreuzungspunkt fragt nach dem wenn nicht Bewahrenswerten, so doch nach dem (im Bloch'schen Sinne) Unabgegoltenen aus den „Errungenschaften“ der DDR. Zum ersten Kreuzungspunkt bezieht die Redaktion eine klare Position: Jegliche Form geschlossener Unterbringung muss abgeschafft werden; zur zweiten gibt es Auseinandersetzungen darüber, was es jenseits des Etiketts „Unrechtsstaat“ an Bewahrenswertem gibt, und wenn es so etwas gibt, welche Bedeutung es heute hat. Auch zu der Frage, wie mit der Thematisierung von Verantwortlichkeit umzugehen sei, gibt es unterschiedliche Positionen. Wir hoffen, dass diese Themen in Zukunft vertiefend

1 Wer die Linie weiter verfolgen möchte, werfe einen Blick in die grundlegenden Thesen der Redaktion (Hefte 11, 15, 32, zusammenfassend: 66), in die Hefte zum Thema „Zwang“ (106, 109, 118) und in die zum Schwerpunkt Kinder- und Jugendhilfe (79, 82, 84, 88, 89, 90, 97, 99, 110)

weitergeführt werden. Die Beiträge in diesem Heft sind dazu ein Anfang. Eine Fortsetzung dieser Diskussion gibt es in der ersten Ausgabe dieser Zeitschrift des Jahrganges 2014 (Heft 131). Darin wird es insbesondere um die praktischen Konsequenzen dieser Auseinandersetzung gehen.

## Zu den Beiträgen im Einzelnen

Um einen Einstieg in die Diskussion beider Stränge zu finden, gibt es kaum einen geeigneteren Autoren als *Manfred Kappeler*. Aus der Collage von vier seiner Texte wird zum einen die zeitliche Dimension deutlich – seine Kritik aus dem legendären Reader „Gefesselte Jugend“ von 1971 trifft auch z.B. die Haasenburg von heute –, zum anderen macht er (auch als Mitglied der „Runden Tische Heimerziehung“ in Ost und West) deutlich, dass das System der Heimerziehung sowohl im Westen als auch im Osten ein Unrechtssystem war und dass deshalb die ehemaligen Insassen nicht individuell und mit Bedürftigkeitsprüfungen rehabilitiert werden dürfen, sondern nur strukturell durch Rechtsansprüche, insbesondere in Bezug auf Rente und gesundheitliche Versorgung. Dass auch nach der einhelligen öffentlichen Verurteilung der repressiven Heimerziehung in West und Ost – trotz aller Sonntagsreden und anderer Bekundungen – weiterhin geschlossen untergebracht wird, daran erinnert *Michael Lindenber*g in seinem Kommentar.

Es folgen drei Erfahrungsberichte mit analytischer Zielsetzung, die das Thema Heimerziehung und DDR/BRD in jeweils unterschiedlicher Weise miteinander verschränken. *Vadim Riga* nimmt die zerstörerischen Erfahrungen seiner Kindheit im Heim zum Anlass, nach dem persönlichen und gesellschaftlichen „Zuhause“ zu fragen. Im Gespräch mit *Uwe Hirschfeld* geht *Friedemann Affolderbach* der komplexen Frage nach, wie jemand, der zum autoritären SED-Regime in Opposition stand, dennoch an befreienden Perspektiven sozialistischer Provenienz festhalten kann.

*Eberhard Mannschatz* geht von der hegemonialen Einbindung der Jugendhilfe aus und schlägt vor, an „verschüttete Ansätze“ anzuschließen, um zu einer eigenständigen Position sozialpädagogischer Theorie und Praxis zu gelangen, die die Perspektive der Kinder- und Jugendarbeit als Projekte „gemeinsamer Aufgabenbewältigung“ konzipiert. Abschließend versucht *Timm Kunstreich*, die Tatsache, dass nicht Kinder und Jugendliche die primären Adressaten des mit ihnen verbundenen Politikfeldes sind, dahin zu wenden, dass jegliche Form traditioneller Heimerziehung unter heutigen Bedingungen überflüssig ist – ganz schweigen von geschlossener Unterbringung.

Auch die Beiträge im Forum – *Sven Heuer* kritisiert die Ordnung der „konfrontativen Pädagogik“ – und unsere Rezension – *Sandra Kückler* stellt die herausragende Untersuchung von Marcus Hußmann vor – vertiefen die Aspekte der Diskussion um Heimerziehung.

#### *Die Redaktion*

#### *Literatur*

Autorenkollektiv 1971: Gefesselte Jugend. Frankfurt a.M.  
 Gramsci, Antonio 1967: Philosophie der Praxis. Frankfurt a.M.  
 Kunstreich, Timm 2000: Grundkurs Soziale Arbeit, Bd. I. Bielefeld

Günter Pabst

### Notate der Erinnerungen: Rolf Schwendter (1939-2013)

Am 21. Juli 2013, kurz vor seinem 74. Geburtstag, verstarb in Kassel Rolf Schwendter.

Er wurde am 13. August 1939 in Wien geboren, studierte dort Rechtswissenschaften, Staatswissenschaften und Philosophie. Mit drei Dokortoren-Titeln, 1962 zum Dr. jur., 1965 zum Dr. rer.pol. und 1968 zum Dr. phil., kam er nach Deutschland. Er bewegte sich unter den Liedermachern und trat u.a. auch auf den Waldeck-Festivals mit seinem schon damals unverwechselbaren Sprechgesang und einer Kindertrommel auf. Von 1971 bis 1974 lehrte er am Institut für Politische Wissenschaft der Uni Heidelberg. 1971 erschien sein umfangreiches Werk „Theorie der Subkultur“. Von 1975 bis zur Emeritierung im Jahr 2003 war er Professor für Subkultur-Forschung an der Universität Kassel.

Rolf Schwendter war eine der seltenen Persönlichkeiten, die ihr Wissen nicht im Elfenbeinturm einschlossen, sondern auf vielfältige Weise der Gesellschaft im Allgemeinen und der linken, alternativen politischen Bewegung im Besonderen zur Verfügung stellten. Sein umfangreiches Wirken kann hier nicht annähernd beschrieben werden. Mit Hilfe von fünf „Notaten“, ein von Rolf Schwendter oft verwendetes Stilmittel, versuche ich, spontane Erinnerungen an Rolf festzuhalten. Das fünfte Notat stammt von Carl Wilhelm (Calle) Macke, der über einige Jahre mit mir in der Redaktion der Widersprüche mitarbeitete.

#### AG SPAK und SB

Im Mai 1972 traf ich Rolf Schwendter zum ersten Mal. Die Arbeitsgemeinschaft Sozialpolitischer Arbeitskreise (AG SPAK) hatte mich als Vertreter des Sozialistischen Büros (SB) zu einem Treffen eingeladen, auf dem über die Formen der Zusammenarbeit im Sozialbereich gesprochen werden sollte.

Zuvor hatten sich überall in der BRD und Westberlin Sozialarbeitergruppen gebildet. Höhepunkt und erste überregionale Aktion im Sozialbereich war der 4. Deutsche Jugendhilfetag 1970 in Nürnberg, zu dem sich auf Initiative des Sozialistischen Büros und der „Sozialpädagogischen Korrespondenz“ über 400 Genossinnen und Genossen in der „Sozialistischen Aktion Jugendhilfetag“ zusammenschlossen. Diese Aktion sollte nicht verpuffen, daher dieses Treffen.

Rolf Schwendter war eben nicht nur Theoretiker, für ihn musste sich die Theorie in der Praxis bewähren. AG SPAK, das SB und andere Basisarbeitsgruppen vereinbarten daher eine engere Zusammenarbeit. „Mit der Organisation der Zusammenarbeit autonomer sozialistischer Gruppen sollten traditionell-bürokratische Organisationsvorstellungen überwunden werden.“

Das SB sollte die Organisation der Kooperation übernehmen. Der „Informationsdienst Sozialarbeit“ sollte als Instrument der Kommunikation, Koordination und Organisation ausgebaut werden.

Die anfängliche Skepsis, ob mit diesem etwas chaotisch anmutenden Rolf Schwendter und seiner AG SPAK eine dauerhafte Zusammenarbeit realisiert werden konnte, verflog sehr schnell und es entwickelte sich eine über viele Jahre gehende, bereichernde Zusammenarbeit.

### Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit und handgeschriebene Notate

Viele Nachrufe folgen Gerald Jatzek (Wiener Zeitung, 22.7. 2013), der Rolf Schwendter so beschrieb: „Sozialwissenschaftler, Autor, Organisator, Genießer und prinzipiell Unorthodoxer“. Dies stimmt alles, dazu gehörten aber auch die Tugenden der Pünktlichkeit und Verlässlichkeit. Rolf war im Umgang ein zurückhaltender Mensch, der aber auch toben konnte, wenn wir bei einem Redaktionstreffen nach einer durchzechten Nacht nicht pünktlich am nächsten Tag mit der Sitzung begannen und wenn wir ihm beim Essen wieder einmal den Brotkorb geleert hatten, ohne für Nachschub beim Kellner zu sorgen.

Und er war ein Ausbund an Verlässlichkeit. Von ihm gegebene Zusagen wurden eingehalten. Für mich als Redaktionssekretär, der oft genug mit der Zeitmoral der Genossinnen und Genossen zu kämpfen hatte, war dies eine Wohltat. Allerdings musste man bei Rolf auch notwendige Zugeständnisse machen. Rolf benutzte nie eine Schreibmaschine. Seine handschriftlich geschriebenen Artikel mussten alle noch einmal abgeschrieben werden. Auch seine Rundbriefe an die Mitglieder der AG SPAK, oft vier bis sechs Seiten umfangreich, waren alle handschriftlich verfasst.

### Vom Hören aufs Papier und dann in die 'Frankfurter Rundschau'

Ein anderes Phänomen lernte ich bei Rolf nach der Tagung „Humanisierung des Gesundheitswesens“ Ende Januar 1979 kennen. Rolf erklärte sich bereit, die Ergebnisse von 30 Arbeitsgruppen vom Abschlussplenum am Sonntag zusammenzufassen. Auf der Rückfahrt von Bielefeld nach Frankfurt wollte er nicht gestört werden. In sich versunken schrieb er seine Notizen. In Frankfurt angekommen, übergab er mir die 28 Notate bzw. „Thesen zur Humanisierung des Gesundheitswesens“, die sich in die Abschnitte „Die Experten und die Alternativen“, „Die Institutionen und die Alternativen“ und „Die Ausbildung und die Alternativen“ gliederten. Mir kam die Aufgabe zu, seine handschriftlichen „Notate“ abzuschreiben und sie der Frankfurter Rundschau zum Abdruck anzubieten. Damals stellte die FR noch eine ganze Dokumentationsseite zur Verfügung und sie veröffentlichte die von Rolf perfekt formulierten Thesen ohne eine Änderung. Für mich, der immer über den Sätzen lange brütet, war Rolf ein genialer Schreiber und ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus.

### Ballade auf dem Pflingstkongress 1976

Rolf Schwendter war aber nicht nur ein hervorragender Theoretiker und praktisch politisch Handelnder, sondern auch ein unkonventioneller Liedermacher. Auf der legendären Kulturveranstaltung im Rahmen des Pflingstkongresses „Gegen politische Unterdrückung und ökonomische Ausbeutung“ des Sozialistischen Büros 1976 in Frankfurt sang Rolf Schwendter vor über 10.000 Menschen. Unvergessen sein Lied „Ich bin noch immer unbefriedigt“ oder das Lied „Vom buckligen Männlein“ (das heute immer noch von seiner Aktualität nichts eingebüßt hat). Für mich gehört aber die „Ballade von Rosa Luxemburg im Botanischen Garten“ gesungen zur Trommel zum Schönsten, was ich von Rolf gehört und gelesen habe:

(1) Viele Genossen hör' ich reden vom Proletariat,  
seh' ich Papers formulieren und Mao-Tse-tung schrein,  
seh' ich wütend über den, der hat und der nicht hat,  
seh' ich nachts fahl beim Bier und niemals allein.  
Und währenddessen werden ihre Herzen zu Stein,  
währenddessen wird ihr Gesicht zu Stein,  
da fällt mir Rosa Luxemburg ein.

*Refrain:*

*Rose Luxemburg im Botanischen Garten  
lauscht mit Karl Liebknecht der Nachtigall,  
kann die Blüte des Faulbaums kaum erwarten,  
hört auf des Wendehalses klagenden Schall:  
Gligligligliglick, gligligligliglick.  
Rosa Luxemburg im Botanischen Garten  
soll euch ein ermutigendes Beispiel sein,  
sonst kriegt vor der Zeit euer Bewusstsein die Scharten,  
schließt ihr nicht Natur und Kunst und Leben mit ein.*

(2) April 1917: in Russland hat unlängst begonnen  
das große Gefecht:

Rosa hat auch andre Erinnerungen.

Der blühende Tiergarten,

im Südende Maiprachtwonnen,

Rosa kocht grüne Bohnen à la Parisienne.

Ein Blumenatlas im Kerker und kein Herz zu Stein,

Knospen und Schneegraupeln und kein Gesicht zu Stein:

so fällt mir Rosa Luxemburg ein.

(3) Im Botanischen Garten geht Rosa mit Karl auch  
vorbei unter Silberpappeln und manch' anderem Baum,  
die Blaumeise grüßt sie leise und der Ligusterstrauch.  
Die jungen Blätter, schreibt sie, stehen voller weißer Flaum.  
Samenflaum füllt die Luft wie Schnee, kein Herz zu Stein.  
Hundert Krähen zum Schlafbaum: kein Gesicht zu Stein,  
da fällt mir Rosa Luxemburg ein.

*Zwischentext (Rezitativ):*

*„Ich habe“, sagt Rosa, „manchmal das Gefühl,  
ich bin kein richtiger Mensch, sondern auch irgendein Vogel  
oder ein anderes Tier in Menschengestalt;  
innerlich fühl' ich mich im Feld unter Hummeln im Gras  
viel mehr in meiner Heimat als auf einem Parteitag.  
Ihnen Sonja, kann ich ja wohl das alles sagen;  
Sie wissen, ich werde trotzdem auf dem Posten sterben;  
in einer Straßenschlacht oder im Zuchthaus.*

*Aber mein innerstes Ich gehört mehr meinen Koblmeisen  
als den Genossen.“*

(4) Unter den gelben Sternen der Zierjohannisbeere allemal,  
unter der Zierkirsche rötlichem Laub liest Rosa Hölderlin,  
liest Goethe und Dehmel, hört Hugo Wolf,  
der Himmel ist aus Opal,  
und Lenin steigt Berge und Mao schwimmt  
ruhig im großen Fluss dahin.  
Und währenddessen werden unsere Herzen zu Stein.  
Und währenddessen wird unser Gesicht zu Stein,  
da fällt mir Rosa Luxemburg ein.

♦ ♦ ♦

### Vom Glück, einen Menschen getroffen zu haben

Vom Glück, einen Menschen getroffen zu haben ... Das sagt sich so leicht, aber letztlich gibt es immer nur wenige Menschen, auf die dieses Glücksbekenntnis zutrifft. Rolf Schwendter war gewiss so einer. Vielleicht bin ich ihm zwei-, drei Mal in meinem Leben begegnet und jedes Mal war es so ein Glückserlebnis. Und immer war es im Umkreis des 'Sozialistischen Büros', dem auch Rolf Schwendter lange Zeit sehr verbunden gewesen ist. Da siehst du einen Menschen, von dem du mit deinem zwanghaft ordentlichen Mittelstandsgeschmack auf den ersten Blick denkst: „Den möchte ich lieber nicht in der Dunkelheit treffen.“ Dann beginnt er zu sprechen und du bemerkst plötzlich, wie deine Vorurteile gegenüber diesem Menschen vollkommen haltlos werden, fast in einem Augenblick dahinschmelzen. Der Blick seiner Augen hatte tatsächlich etwas kindliches, neugieriges, sogar schalkhaftes, das auf seine Gesprächspartner sehr einnehmend sein konnte. Ein dreifach promovierter Intellektueller, der dich nicht von oben mit seinem Wissen einschüchtert und zu einem Erstklässler degradiert. Allein diese Erfahrung vermittelt dir schon eine Ahnung von Glück. Im Vergleich mit seinem Wissen spürst du schnell, wie wenig du ihm doch entgegensetzen kannst, und trotzdem sprichst du mit ihm auf Augenhöhe, im besten Sinne von Genosse zu Genosse. Rolf Schwendter konnte gut zuhören, was im linken intellektuellen Milieu keineswegs selbstverständlich war – und ist. Er bewegte sich souverän in allen Epochen der Gastronomie, schien alle Schriften von Ernst Bloch, Thomas Morus, Joachim de Fiore und Franz von Assisi gelesen zu haben, kannte sich

aus in der Geschichte des Genossenschaftswesens und der Wiener Arbeiterbewegung, verfolgte mit großer Neugierde und noch mehr Wissen die Diskussionen über Psychiatrie und Anti-Psychiatrie. In der unterdrückten und verfolgten Kultur der Landstreicher und Anarchisten kannte er sich aus wie kein zweiter. Er war ein Kraftwerk der Phantasie, des Quer- und Vorausdenkens'. „Hoffnung“, so habe ich es jüngst in „Bentos Skizzenbuch“ von John Berger gelesen, „ist heute eine Schmuggelware, die von Hand zu Hand und von Geschichte zu Geschichte weitergereicht wird. In dem Sinne war Rolf Schwendter ein großer Schmuggler vor dem Herrn. Solchen Menschen begegnet man nur ganz selten in seinem Leben, vielleicht nur einmal. Ein Glück, jemand wie ihn gekannt zu haben.

*Carl Wilhelm Macke*

### Rolf Schwendter – Ausgewählte Literatur

- 1971: Theorie der Subkultur. Frankfurt a.M.  
 1976: Rosa Luxemburg im botanischen Garten, gesungen im Kulturzelt auf dem Pflingstkongress, Booklet zur Kassette „Pflingstkongress 1976“, Sozialistisches Büro 1985  
 1978/1982: Zur Geschichte der Zukunft. Zukunftsforschung und Sozialismus, Band 1. Frankfurt a.M.  
 1979: Thesen zur Humanisierung des Gesundheitswesens. In: Eberhard Göpel (Hrsg.): Arbeitsfeldmaterialien zum Sozial- und Gesundheitsbereich, Heft 9. Offenbach  
 1980: Ich bin immer noch unbefriedigt: Lieder zum freien Gebrauch, Rotbuch Nr. 227. Berlin  
 1984: Zur Geschichte der Zukunft. Zur Zeitgeschichte der Zukunft, Band 2. Frankfurt a.M.  
 1986: Grundlegungen zur alternativen Ökonomie, mehrere Bände. Steinheim  
 1988: Schwendters Kochbuch. Frankfurt a.M.  
 1996: Rosa Luxemburg im Botanischen Garten: Neue Lieder zur Kindertrommel, Grüne Kraft 1996 und die CD zum Buch „Grüne Kraft 2004“  
 1997: 18 Thesen zur Politik des Sozialen. In: Widersprüche Heft 66, Gesellschaft ohne Klassen? Politik des Sozialen wider Ausgrenzung und Repression  
 Weitere Beiträge von Rolf Schwendter in den Widersprüchen von 1983-2006. Online unter: [www.widersprueche-zeitschrift.de](http://www.widersprueche-zeitschrift.de)

*Carl Wilhelm Macke, Lothringer Straße 11, 81667 München  
 E-Mail: [cwmacke@t-online.de](mailto:cwmacke@t-online.de)  
 Homepage: [www.journalistenhelfen.org](http://www.journalistenhelfen.org)*

*Günter Pabst, Höhenstr. 14, 65824 Schwalbach  
 E-Mail: [pabst@gmx.eu](mailto:pabst@gmx.eu)*

Timm Kunstreich

### Zum Gedenken an Burkhard Müller (1939-2013)

Am 23. Mai dieses Jahres verstarb Burkhard Müller. Wir erinnern uns an ihn als einen Kollegen, der in der Form immer engagiert, freundlich und verbindlich war, in der Sache klar und originell.

Seine Kolleginnen und Kollegen von der Universität Hildesheim schreiben über ihn in ihrem Nachruf:

*Burkhard Müller hat die Entwicklung der Sozialpädagogik in den vergangenen vierzig Jahren grundlegend mitgeprägt und bereichert. Auch nach seiner Pensionierung im Jahre 2004 beteiligte er sich mit großer Begeisterung und Intensität am fachlichen Diskurs. Über 200 wissenschaftliche Arbeiten sind Ausweis seiner beeindruckenden wissenschaftlichen Produktivität. Seine Werke gehören zum Kanon des Faches. Sein mittlerweile in der siebten Auflage erschienenes Buch 'Sozialpädagogisches Können' ist Pflichtlektüre jeder und jedes Studierenden und Orientierungspunkt jeden sozialpädagogischen Nachdenkens über Fallarbeit.*

*Die Frage, was sozialpädagogische Professionalität ausmacht, hat ihn zeitlebens umgetrieben. Bei seiner Suche nach Antworten konnte er einerseits auf ein beeindruckendes philosophisches und historisches Wissen bauen und andererseits sich auf eine psychoanalytisch geschulte Sensibilität für die Nuancen, Herausforderungen und Aporien der Fallarbeit verlassen. Wie wohl kein(e) andere(r) vermochte er die Ambivalenz des 'Arbeitsbündnisses' in der Sozialen Arbeit zu erkennen und darzustellen. Auf die Frage, was Studierende von ihm persönlich lernen können, hat er einmal geantwortet: „Ich hoffe, dass sie das Stellen von Fragen (noch) besser lernen können und sich nicht zu fürchten vor der Ungewissheit, die daraus entstehen kann.“ Er wusste also um die 'Last der großen Hoffnungen' und um die Risiken, die es dabei zu erkennen und einzugehen gilt. Seine Schlüsselfrage war, wie Soziale Arbeit die Selbstverantwortung ihrer Klienten stärken kann, ohne sich darin zu verlieren und ohne die Qualität der eigenen Dienstleistung zur Disposition zu stellen.*



Dabei betonte er immer, das Handeln und Verhalten nicht ohne Kritik der Verhältnisse zu verstehen ist:

„Soziale Arbeit ist die Summe aller Reaktionen unserer Gesellschaft auf die Migrations-(Mobilitäts-)tatsache. Die Ur-Klienten Sozialer Arbeit sind Fremdlinge, Migranten, Entwurzelte, nicht Arme, Deprivierte, Hilflose. Genauer gesagt: Armut und Hilflosigkeit als Massenphänomen wurden eben in dem Maße zur Sozialen Frage (und damit Bezugspunkte der Entwicklung Sozialer Arbeit), als sie Folge der Migration und sozialer Mobilität waren. Nicht Hilflosigkeit oder Not als solche riefen die Helfer und Helfersysteme auf den Plan, sondern die fremden, subversiven, 'unmoralischen' oder gar 'kriminellen' Lebensweisen, in denen entwurzelte Leute sich selbst zu helfen versuchten [...]. Eben deshalb hat die Rede von 'helfen' und vom 'Hilfe-System' in Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit immer auch ideologischen Klang: Es ging in Wirklichkeit nie nur um Hilfe, sondern um Hilfe und Kontrolle, um Unterstützung beim Überleben und in der Teilhabe an einer Gesellschaft, die von 'den anderen' kontrolliert war und um Anleitung, sich deren Interessen und Normen zu unterwerfen“ (Burkhard Müller, Das Soziale und das Fremde. In: neue praxis, Heft 1/2, 1993, S. 4).

*Timm Kunstreich, Bahnhofstraße 21-25, 21614 Buxtehude  
E-Mail: TimmKunstreich@aol.com*



*Manfred Kappeler*

## Heimerziehung in der (alten) Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik – und was wir daraus lernen können

Eine Textcollage

*Aus: Kappeler 1971: 151ff.:*

In der Bundesrepublik ist das Disziplinarsystem am weitesten verbreitet. Fast alle Fürsorge-Erziehungsheime fallen unter diese Kategorie. Das Disziplinarsystem zeichnet sich durch eine offen autoritäre Struktur aus, die auch im Erziehungsstil des einzelnen Erziehers dominiert. (Exemplarische Beispiele dafür und genaue Berichte können der großen Zahl der Broschüren und kleinen Publikationen der APO entnommen werden, die während der Heimkampagne seit 1968 entstanden sind.) [...] Starre festgelegte Ordnungsprinzipien und ein hierarchisch gegliedertes Beziehungssystem, angefangen bei den Kindern und Jugendlichen in den Gruppen bis hin zum Direktor, bestimmen den Rahmen des Heimlebens und alle zwischenmenschlichen Beziehungen. In der Regel handelt es sich um geschlossene Einrichtungen. In den totalen Zwangsgruppen – hier ist den Zöglingen die Entscheidung über Eintritt und Verlassen sowie die Selbstbestimmung über den Spielraum im Inneren der Einrichtung genommen – führt der blinde, nicht bewusst geleitete Gruppenprozess automatisch zur Etablierung der berühmten 'Hackordnung', das heißt zur Durchsetzung des Rechts des Stärkeren. Die Gruppenentwicklung erzeugt regelmäßig die Herausbildung von Sündenböcken und anderen problematischen Rollen (z.B. Prügelknaben, Versager, Gruppenclown, Dienstmädchen, Hilfs-Sheriff etc.) mit stellvertretenden Entlastungsfunktionen. Die in dieser Gruppenstruktur verstärkt entstehenden Aggressionen können aufgrund des hierarchischen Aufbaus nicht an die autoritäre Leitung, durch deren Führungsstil die Aggressionen zum Teil provoziert werden, zurückgegeben werden. Zwangsläufig breiten sich diese Ag-

gressionen auf der horizontalen Ebene unter den Zöglingen aus, mit einer die Gruppenatmosphäre vergiftenden Intensität. Ständige Gereiztheit der Gruppenmitglieder, feindselige Haltung gegeneinander, ausgeprägte Unlustgefühle bei der Mehrheit der Gruppenmitglieder, depressive Verstimmungen sind die äußeren Symptome dieser Situation. [...] Nur selten gelingt es den Jugendlichen, aus dem Zwang zur horizontalen Aggressionsverteilung auszubrechen. Wenn der Druck unerträglich wird (wiederum vor allem in geschlossenen Heimen), kann es geschehen, dass es einem oder mehreren Zöglingen gelingt, die Aggressionen zu organisieren beziehungsweise zu kanalisieren und sie dort zu lokalisieren, wo sie nach dem Empfinden der Eingeschlossenen entstehen. Vor einiger Zeit wurde zum Beispiel in einem Heim des Landschaftsverbands-Rheinland ein Erzieher erschlagen; zuvor war es in diesem Heim schon zum Totschlag eines Jungen durch andere Zöglinge gekommen. Immer wieder ist in Heim- und Gefängnisberichten zu lesen, dass Erzieher sich besonders aggressiv gegenüber Jugendlichen verhalten haben, die sich an Aufständen und Meutereien beteiligen usw. Jahrelanger praktischer Umgang mit diesen Jugendlichen bewies, dass sie nicht einfach von sich aus ein größeres 'hochexplosives Aggressionspotential' hatten, sondern eher besonders sensibel in solchen Gruppensituationen reagierten, in denen sich ja nur konsequent die Struktur der ganzen Einrichtung widerspiegelte. Den „Rädelsführern“ wird dann von den Jugendgerichten der Prozess gemacht und sie werden verurteilt, weil hier ein Exempel statuiert werden muss. Sie werden zu Sündenböcken – stellvertretend für das unmenschliche System, das es eigentlich selber anzuklagen gelte. Der Schluss-Satz eines Heimerichts über einen solchen Vorfall lautet: 'Das Heim verzichtete auf die Bestrafung des Jugendlichen und gab den Vorfall an die Staatsanwaltschaft weiter'. In vielen Berichten von Erziehern aus der Heimpraxis werden diese völlig blind verlaufenden dynamischen Vorgänge in Erziehungsgruppen beschrieben, die zum Teil zu massiver Selbstjustiz und regelrechten Pogromen führten, an denen die Erzieher mehr oder weniger bewusst beteiligt waren.

## Goffmans Analyse Totaler Institutionen

*Aus: Kappeler 2008b: 68-74<sup>1</sup>:*

Ein zentraler Punkt der Kritik der Achtundsechziger-Bewegung an den gesellschaftlichen Verhältnissen in der Bundesrepublik waren die „Totalen Institutionen“. Mit diesem Begriff wurden Anstalten bezeichnet, in denen Menschen, oft gegen ihren Willen, „untergebracht“ waren. Der Alltag dieser Menschen war weitgehend fremdbestimmt. Ihre mit repressiven Methoden durchgeführte „Behandlung“ lief auf eine umfassende Entmündigung hinaus. Der Begriff „Totale Institution“ stammt von Erving Goffman, der auf der Grundlage empirischer Forschung bereits 1961 sein Buch „Asylum“ in den USA veröffentlicht hatte. Die deutsche Übersetzung erschien 1972. Mit der englischsprachigen Fassung arbeitete im Wintersemester 1968/69 und im Sommersemester 1969 ein Seminar an der Frankfurter Universität unter Leitung von Jürgen Habermas mit dem Titel „Soziologie der Jugendkriminalität und Totale Institutionen“. Goffmans Analyse des Anstaltsystems wurde im Handumdrehen zu einem Basistext jener Gruppen der außerparlamentarischen Opposition, die sich in der Sozialen Arbeit, im Gesundheitswesen und im System der Strafverfolgung und des Strafvollzugs kritisch engagierten. Goffmans „Asyle – Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen“ (1972) ist für das Verständnis der durch die von der *Heimkampagne* (1968 bis 1978) in Theorie und Praxis entwickelten Kritik des Systems der Heimerziehung in der Bundesrepublik ein Schlüsseltext. Aus diesem Grund will ich hier die Hauptbefunde Goffmans in einer Zusammenfassung zitieren:

- Eine Totale Institution lässt sich als Wohn- und Arbeitsstätte einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen definieren, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen.
- Ihr allumfassender oder totaler Charakter wird symbolisiert durch Beschränkungen des sozialen Verkehrs mit der Außenwelt sowie der Freizügigkeit, die häufig direkt in die dingliche Anlage eingebaut sind, wie verschlossene Tore, hohe Mauern, Stacheldraht, Felsen, Wasser, Wälder oder Moore.
- Alle Angelegenheiten des Lebens finden an ein und derselben Stelle unter ein und derselben Autorität statt.

1 Die elektronische Fassung dieses Textes wurde uns in kollegialer Unterstützung von der Redaktion der Zeitschrift „Forum Erziehungshilfe“ zur Verfügung gestellt (Herausgeber: IGfH Frankfurt/M.).

- Die Mitglieder der Institution führen alle Phasen ihrer täglichen Arbeit in unmittelbarer Gesellschaft einer großen Gruppe von Schicksalsgenossen aus, wobei allen die gleiche Behandlung zuteil wird und alle die gleiche Tätigkeit gemeinsam verrichten müssen.
- Alle Phasen des Arbeitstags sind exakt geplant, eine geht zu einem vorher bestimmten Zeitpunkt in die nächste über, und die ganze Folge der Tätigkeiten wird von oben durch ein System expliziter formaler Regeln und durch einen Stab von Funktionären vorgeschrieben.
- Die verschiedenen erzwungenen Tätigkeiten werden in einem einzigen rationalen Plan vereinigt, der angeblich dazu dient, die offiziellen Ziele der Institution zu erreichen.
- Die Handhabung einer Reihe von menschlichen Bedürfnissen durch die bürokratische Organisation ganzer Gruppen von Menschen [...] ist das zentrale Faktum Totaler Institutionen.
- Wenn Menschen in Blöcken bewegt werden, können sie durch Personal beaufsichtigt werden, dessen Hauptaufgabe nicht die Führung oder periodische Inspektion ist, sondern Überwachung – wobei darauf geachtet wird, dass jeder das tut, was ihm klar und deutlich befohlen wurde, und zwar unter Bedingungen, unter denen ein Verstoß des Einzelnen sich deutlich gegen die sichtbare, jederzeit überprüfbare Willfähigkeit der Anderen abhebt.
- In Totalen Institutionen besteht eine fundamentale Trennung zwischen einer großen, gemanagten Gruppe, treffend „Insassen“ genannt, auf der einen Seite, und dem weniger zahlreichen Aufsichtspersonal auf der anderen. Für den Insassen gilt, dass er in der Institution lebt und beschränkten Kontakt mit der Außenwelt hat. Das Personal arbeitet häufig auf der Basis des Acht-Stunden-Tags und ist sozial in die Außenwelt integriert.
- Jede der beiden Gruppen sieht die andere durch die Brille enger feindseliger Stereotypen. Das Personal hält die Insassen häufig für verbittert, verschlossen und wenig vertrauenswürdig, während die Insassen den Stab oft als herablassend, hochmütig und niederträchtig ansehen. Das Personal hält sich für überlegen und glaubt das Recht auf seiner Seite, während die Insassen sich – zumindest in gewissem Sinne – unterlegen, schwach, tadelnswert und schuldig fühlen.
- Die soziale Mobilität zwischen den beiden Schichten ist sehr gering. In der Regel besteht eine große und oft formell vorgeschriebene soziale Distanz.
- Obgleich ein gewisses Maß an Kommunikation zwischen den Insassen und dem Aufsichtspersonal nötig ist, haben die Wärter u.a. die Funktion, die

- Kommunikation zwischen den Insassen und den höheren Ebenen des Stabes zu kontrollieren.
- Wie das Gespräch über die Grenze so ist auch die Weitergabe von Informationen, besonders von Informationen über die Pläne des Stabes für die Insassen, beschränkt. Es ist typisch, dass der Insasse von den Entscheidungen, die sein Geschick betreffen, keine Kenntnis erhält.
- In jedem Fall gibt dieses Vorenthalten von Informationen dem Stab besondere Voraussetzungen für die Distanz von den und die Kontrolle über die Insassen.
- Die Feststellung, dass der ganze Tagesablauf von Insassen Totaler Institutionen vorgeplant wird, bedeutet auch, dass ihre wesentlichen Bedürfnisse vorgeplant werden müssen.
- Das Individuum [...] wird durch das Arbeitssystem der Totalen Institution demoralisiert.
- Zwischen der Totalen Institution und der fundamentalen Arbeits-Lohn-Struktur unserer Gesellschaft besteht ein Widerspruch. Auch mit einem weiteren Kernstück der Gesellschaft, nämlich der Familie, sind Totale Institutionen unvereinbar.
- Totale Institutionen [...] sind Treibhäuser, in denen unsere Gesellschaft versucht, den Charakter von Menschen zu verändern. Jede dieser Anstalten ist ein natürliches Experiment, welches beweist, was mit dem Ich des Menschen angestellt werden kann.
- Die volle Bedeutung, die das „Drinnensein“ für den Insassen hat, existiert für ihn nicht unabhängig von der besonderen Bedeutung des „Hinauskommens“. In diesem Sinn streben Totale Institutionen nicht wirklich den kulturellen Sieg an. Sie schaffen und unterhalten eine Spannung besonderer Art zwischen der heimischen Umgebung und der Welt der Institution und benutzen diese dauernde Spannung als strategischen Hebel zur Menschenführung.
- Der Neuling kommt mit einem bestimmten Bild von sich selbst in die Anstalt. Beim Eintritt wird er sofort der Hilfe beraubt, die seine früheren sozialen Bedingungen ihm boten. Er durchläuft eine Reihe von Erniedrigungen, Degradierungen, Demütigungen und Entwürdigungen seines Ichs. Sein Ich wird systematisch, wenn auch häufig unbeabsichtigt, gedemütigt. Es treten einige radikale Veränderungen seiner moralischen Laufbahn ein. Die Prozesse, durch die das Ich eines Menschen gedemütigt wird, sind in Totalen Institutionen ziemlich gleich.
- Die Zugehörigkeit zu Totalen Institutionen unterbricht die Rollenplanung, denn die Trennung des Insassen von der weiteren Welt dauert rund um die

- Uhr an und kann jahrelang dauern. Daher tritt ein Rollenverlust ein. In vielen Totalen Institutionen wird das Privileg, Besuch zu empfangen oder außerhalb der Anstalt Besuche zu machen, anfangs völlig vorenthalten, wodurch ein tiefer Bruch mit den früheren Rollen und eine Anerkennung des Rollenverlustes sichergestellt wird.
- Schon der Eintritt in die Totale Institution bringt Verluste und Demütigungen mit sich. Es gibt gewisse Aufnahmeverfahren, wie die Aufnahme des Lebenslaufs, fotografieren, wiegen und messen, Abnehmen von Fingerabdrücken, Leibesvisitation, Erfassung der persönlichen Habseligkeiten zur Einlagerung, Entkleiden, Baden, Desinfizieren, Haare schneiden, Ausgabe von Anstaltskleidung, Einweisung in die Hausordnung, Zuweisung von Schlafplätzen.
  - Diese Aufnahmeverfahren (die Goffman als „Programmierung“ bezeichnet) sollen den Neuankommeling zu einem Objekt formen, das in die Verwaltungsmaschinerie der Anstalt eingefüttert und reibungslos durch Routinemaßnahmen gehandhabt werden kann.
  - Aufnahmeverfahren und Gehorsamsproben werden mitunter zu einer Art Initiation verfeinert, die „Willkommen“ genannt wird und bei der das Personal oder die Insassen, oder auch beide, sich alle Mühe geben, um dem Neuling einen klaren Begriff von seiner Zwangslage zu geben.
  - Als eine diffizile Methode der Demütigung hat Goffman „die Zerstörung des formellen Verhältnisses zwischen dem handelnden Individuum und seinen Handlungen“ festgestellt: Jemand ruft beim Insassen eine Abwehrreaktion hervor und richtet dann seinen nächsten Angriff gerade gegen diese Reaktion. Die Schutzreaktion des Individuums gegenüber einem Angriff auf sein Selbst bricht zusammen angesichts der Tatsache, dass es sich nicht, wie gewohnt, dadurch zur Wehr setzen kann, dass es sich aus der demütigenden Situation entfernt. Die in Totalen Institutionen herrschenden Ehrerbietungsmustern illustrieren diesen Rückkoppelungseffekt. In der bürgerlichen Gesellschaft kann der Einzelne gegenüber Umständen und Anordnungen, die sein Selbstbild bedrohen, durch bestimmte reaktive Ausdrucksformen sein Gesicht wahren: Hierzu gehören Verstimmung, das Unterlassen der üblichen Ehrfurchtsbezeugungen, beiseite gesprochene Schmähungen oder ein Anflug von Verachtung, Ironie oder Spott. Dieses, das selbstschützende Ausdrucksverhalten gegenüber demütigenden Forderungen, tritt auch in Totalen Institutionen auf, aber das Personal kann die Insassen für solche Handlungen direkt bestrafen und Verstocktheit oder Auflehnung ausdrücklich zum Anlass weiterer Bestrafung nehmen.

- In einer Totalen Institution werden die Aktivitäten eines Menschen bis ins Kleinste vom Personal reguliert und beurteilt; das Leben des Insassen wird dauernd durch sanktionierende Interaktionen von oben unterbrochen, besonders während der Anfangsphase seines Aufenthalts, noch bevor der Insasse die Vorschriften gedankenlos akzeptiert. Jede Bestimmung raubt dem Einzelnen eine Möglichkeit, seine Bedürfnisse und Ziele nach seinen persönlichen Gegebenheiten auszugleichen, und setzt sein Verhalten weiteren Sanktionen aus. Die Autonomie des Handelns selbst wird verletzt.<sup>2&3</sup>

### Kritik der Heimerziehung West als Totale Institution

Wie genau Goffmans Analyse der Totalen Institution auf die Heimerziehung in der Bundesrepublik zutrifft, wird an einem Rückblick deutlich, den Peter Wiedemann 1989 auf einem Symposium am Sozialpädagogischen Institut der Universität Tübingen vortrug. Er war im Januar 1969 zusammen mit Martin Bonhoeffer vom Berliner Jugendsenator nach Berlin geholt worden. Peter Wiedemann 1989 im Rückblick auf 1969:

„Wir erlebten dramatische Situationen: Viele hunderte von Kindern und Jugendlichen liefen aus den Heimen weg, gingen auf ‘Trebe’, wie es in Berlin heißt, fanden in Privatwohnungen zum Teil sehr fragwürdigen Unterschlupf. Es entstanden die zwei großen Jugendwohngemeinschaften (Georg-von-Rauch-Haus und Thomas-Weissbecker-Haus – M.K.) berühmt, berüchtigt, auch politisch wegweisend, überwiegend denunziert. [...] Zu den Senatsheimen: Ich erinnere mich an große Festungen, an Mauern und Stacheldraht, Gitter, die regelmäßig nachzusehen waren, ob sie noch haltbar sind, in allen Heimen gab es Pförtner, die ohne Nachweis keinen rein oder raus ließen, da waren die Zellen, ‘Bunker’, die zum Teil keine Toiletten hatten, die Kinder und Jugendlichen mussten sich durch Klingeln bemerkbar machen. Manche Heime waren in Baracken untergebracht, schlimmer noch empfanden wir aber diesen riesigen Neubau des Hauptkinderheims, wo mehr als vierhundert Kinder, auch Säuglinge untergebracht waren. Ein klinischer Bau, ein Labyrinth, wo man nicht so recht den Ein- und Ausgang fand, wo Sachbeschädigungen, Bambulen der Kinder keine seltenen Ereignisse waren. [...] Fast überall waren die Bauten und Räume in einem furchtbaren Zustand [...]. Es gab kaum Wohneinheiten, die Versorgung war weitestgehend zentralisiert. Ich erinnere mich an die antiquierten Werkstätten, den

2 Diese Sätze sind eine Zusammenstellung aus der „Einleitung“ und dem Kapitel „Die Welt der Insassen“ aus Goffman (1981), S. 15-45. Die Satzkonstruktionen folgen nicht immer dem Originaltext, da es sich um Zusammenfassungen handelt.

3 In der jüngeren Literatur zur Heimerziehung haben Werner Freigang und Klaus Wolf in ihrem Buch „Heimerziehungsprofile“ Goffmans Analyse verwendet.

Zwanzig-Pfennig-Stundenlohn, an die Macht der Diagnostiker und Gutachter, die tatsächlich glauben, man könne die Kinder in eingesperrter Situation authentisch erleben, ihnen näher kommen. Ich sehe vor mir unsichere, devote, distanzierte Erzieher im Büro sitzen, die vielen Schlüssel, das Auf- und Zusperrern, die Dienstbücher, Wäschebücher, Entweichungsbücher, die Bücher für 'besondere Vorkommnisse'. Es gab auch blau-grüne Anstaltskleidung. Exemplarisch für dieses Zurichten in den Heimen waren Strafen wie Einsperren, Lohnentzug, Taschengeldentzug, Ausgangssperre, zwangsweises Haarschneiden, Bartschneiden, auch aus hygienischen Gründen. Der morgendliche Appell. Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre nahmen die Sachbeschädigungen in den Heimen und tätliche Angriffen der Jugendlichen und Kinder auf Erwachsene zu. Ein furchtbares Kapitel waren die zwangsweisen Untersuchungen der entwichenen Mädchen auf Geschlechtskrankheiten; im Hauptpflegeheim stürzten sich verzweifelte Mädchen aus dem Fenster. Unsere Arbeitsbelastung war unbeschreiblich“ (Wiedemann in Frommann/Becker 1996: 119f.).

Mit dem Blick auf die Kinder, die in diesen Heimen leben mussten, schreibt Martin Bonhoeffer 1973:

„Was bedeutet es für ein Kind, wenn es erfährt:

- Meine Eltern geben mich auf;
- Meine Eltern betreiben, dass ich ins Heim komme;
- Meine Eltern sind gleichgültig oder zu schwach, das zu verhindern?

Hier geht die Welt kaputt. Worauf kann ein Kind sich noch verlassen nach dieser Erfahrung? Mit Urmisstrauen geht es ins Heim, wo ihm in der Regel mit Missrauen begegnet wird, wo

- fremde Erwachsene beanspruchen, alles zu erfahren über mich und alles für mich zu regeln,
- fremde Erwachsene bestenfalls sich anmaßen, mich lieben zu wollen.

Kein Kind kann sich dem entziehen und verrät zugleich sich selbst und alles, was ihm wert ist. Was folgt nach diesem Anfang? Es folgt das hundertfache hoffnungsvoll-hoffnungslose Knüpfen und Abreißen aller menschlichen Beziehungen. Die Erzieher wechseln [...] Auch die anderen Kinder kommen und gehen“ (Bonhoeffer 1973).

Das ist ein Zitat aus einer Rede, die Bonhoeffer aus Anlass des ihm verliehenen Georg-Michael Pfaff-Preises hielt.<sup>4</sup> In der Rede sagt Bonhoeffer weiter:

„Erzieherwechsel – Kameradenwechsel – Gruppenwechsel – Wechsel von Heim zu Heim – vom Heim zur Pflegestelle und wieder ins Heim -, aus heiterem oder weniger heiterem Himmel. Die Entscheidung fällt in fremden Büros. Wer noch nicht schwierig ist, der wird es. Ja, wer gesund ist und sich einen Rest eigener Person bewahrt hat, muss böse werden. Dann kommt es zur sogenannten Verlegung, schon

<sup>4</sup> Der Laudator war Hartmut von Hentig.

um der braven Kinder willen. „Die Verlegungsangst“, so Bonhoeffer, „ist das letzte und latent wirksame Disziplinierungsmittel eines jeden Heims, gewollt, unbewusst oder ungewollt. Abschieben, bestenfalls in ein Spezialheim, zuvor noch in ein Beobachtungsheim und schließlich in die Endstationen mit Gittern. Die Selektion wird fachlich verbrämt mit dem Schwindel der sogenannten Heimdifferenzierung“ (ebd.)

## Heimerziehung in der DDR

Nach der Maueröffnung ist auch die Jugendhilfe, die Heimerziehung in der DDR, einer kritischen Analyse unterzogen worden. Dabei hat sich herausgestellt, dass Goffmans Analyse der Totalen Institution ohne jede Einschränkung auch für die Heimerziehung in der DDR zutrifft und die von der Heimkampagne entwickelte Kritik in gleicher Radikalität für das System der öffentlichen Erziehung in der DDR nötig gewesen wäre (vgl. dazu Kappeler 2007 und Nolte/Reich 2007).

Die weitgehende Übereinstimmung der Heimerziehung in der bürgerlich-kapitalistischen Bundesrepublik Deutschland und der sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik in den Jahrzehnten ihrer Parallel-Existenz lässt sich an den Einweisungsgründung, an der Organisationsstruktur der Heime und den in ihnen praktizierten Erziehungsmethoden zeigen.

### „Schwererziehbare und Verwahrloste“

In den Einweisungsgründen spiegelt sich das Menschenbild der Institutionen und Personen, die die „Heimunterbringung“ eines Kindes oder Jugendlichen verfügen. Es ist das dominante Menschenbild der Gesellschaft, des Staates, dem sie dienen.

1975 erschien von dem Sowjetischen Pädagogen Alexander Kotschetow das Buch *Umerziehung Jugendlicher*, das in der DDR-Jugendhilfe stark rezipiert wurde. Als „Besonderheit, die das Verhalten der Schwererziehbaren charakterisiert“, bezeichnet er

„ihre egoistische Lebenshaltung: Alles werten sie unter dem Gesichtspunkt, ob es ihnen Vorteile bringt oder nicht. Immer fragen sie, was für sie herauskommt, wenn sie eine Forderung der Eltern oder der Pädagogen erfüllen. Die Jagd nach Vergnügungen, die oft schädlich sind (Alkohol, Nikotin, Kartenspiel), wird in einem hohen Stadium der Schwererziehbarkeit zum hauptsächlichen Verhaltensantrieb. Das gilt bis zum Diebstahl und bis zum böswilligen Rowdytum“ (vgl. Kotschetow 1975).

Eine weitere „Besonderheit der Schwererziehbaren“ ist für Kotschetow der Widerstand, den sie erzieherischen Einwirkungen entgegensetzen: [...] Wenn der

Jugendliche dazu übergeht, den erzieherischen Einflüssen der Pädagogen bewussten Widerstand entgegenzusetzen, dann zeugt das davon, dass die Schwererziehbarkeit ein besonderes Stadium erreicht hat und dass schwere Fehler in der Erziehung gemacht worden sind“ (vgl. ebd.).

In den 1977 vom Institut für Jugendhilfe Ludwigsfelde herausgegebenen Unterrichtsmaterialien findet sich eine Definition der Begriffe „Schwererziehbarkeit und Verwahrlosung“:

„Beim Tatbestand der Schwererziehbarkeit und Verwahrlosung lassen sich phänomenologisch in der Regel folgende Persönlichkeitsmerkmale und Besonderheiten gehäuft erfassen:

1. Unverbindlichkeit gegenüber Personen der Umwelt (fehlende Verpflichtungshaltung, keine echten Bindungen an Einzelpersonen oder Kollektive, Oberflächlichkeit im emotionalen Bereich, emotionale Verflachung).
2. Mangelhafte Übernahme bzw. Verinnerlichung (Interiorisation) moralisch-ethischer Wertnormen bis zum völligen Fehlen von Normenkenntnissen.
3. Bewusstes Negieren bekannter Normen im Zusammenhang mit dem eigenen Handeln (Egozentrismus, Unsachlichkeit, geringes Erleben der Relevanz bestimmter Normen).
4. Fehlende Zielgerichtetheit hinsichtlich der eigenen Lebensführung (Perspektivarmut, fehlende Idealbildungen, geringes Leistungsanspruchsniveau, Interessenarmut, geringes Durchhaltevermögen, schnelles Aufgeben bei Anforderungen).
5. Nachweis von asozialem bzw. kriminellem Verhalten (Diebstähle, Einbrüche, Herumtreiben, Weglaufen, Schulbummelei, Arbeitsverweigerung usw.) bei relativer Geringfügigkeit anderer Symptome (wie z.B. Bettnässen, Nägelkauen, Daumenlutschen, Tickerscheinungen, Stottern, Grimassieren usw.), wie wir sie typischerweise beim verhaltensgestörten Schüler finden werden.
6. Mehr oder weniger eindeutiger Bezug der Verhaltensauffälligkeit zu ungeordneten häuslichen Verhältnissen bzw. asozialem Milieu.
7. Intakte Verbalisierungsfähigkeit über die Ursache-Folge-Beziehungen zwischen Fehlverhalten und z.B. der Heimeinweisung (im Gegensatz zum verhaltensgestörten Schüler).
8. Fähigkeiten zur Übersteuerung des Fehlverhaltens und der Symptomatik bei entsprechender Interessiertheit [...].
9. Relativ stabiles Selbstwahrerleben (nur gelegentliches Erkennen bzw. Erleben der eigenen Untüchtigkeit, Fehlen jeglichen 'Leidensdrucks')“ (vgl. Linsener 1977).

Sein Fazit: „Diese Kinder gehören in Spezialheime der Jugendhilfe...“. Sie könnten „die Normen zwischenmenschlicher Beziehungen nicht in genügendem Maße einhalten“. Ihre „disziplinverletzenden Handlungen“ seien „durch ein mangelhaftes Verbindlichkeitserleben oder aber aufgrund fehlender Normenkenntnisse“ verursacht. Damit sei „der Tatbestand herabgesetzter Ansprechbarkeit für normalpädagogische Anforderungen und Einflüsse gegeben. Ein be-

sonderer pädagogischer Aufwand und spezifische Erziehungsmaßnahmen, wie sie zum Beispiel in den Spezialheimen der Jugendhilfe erfolgen (zu denen auch die Jugendwerkhöfe gehörten – M.K.), werden im Interesse des Schülers und der Gesellschaft notwendig.“ Als Erziehungsziel für solchermaßen klassifizierte Kinder und Jugendliche sieht Linsener „die Erreichung einer Normverinnerlichung, wobei sowohl elementare Normen als auch moralisch-ethische und politisch-ideologische Normative gemeint sind“ (vgl. ähnliche Äußerungen auch bei Mannschatz 1952, 1979, 1984).

### Prinzipien Totaler Institutionen in den Heimen beider Länder

In der Heimerziehung „Ost“ und der Heimerziehung „West“ stand die Einhaltung der „Heimordnung“ durch die Kinder und Jugendlichen gleichermaßen im Mittelpunkt des erzieherischen Geschehens. In der „Materialsammlung zur Heimerziehung“ des Instituts für Jugendhilfe Falkensee von 1984 wird den Aufgaben der Kinder und Jugendlichen bei der Realisierung der Heimordnung unter dem Titel „Arbeitserziehung als Bestandteil des Umerziehungsprozesses“ große Bedeutung zugemessen. „Im Rahmen der gesellschaftlich nützlichen Arbeit im Jugendhilfeheim“ nehme „die kollektive und individuelle Selbstbedienung“, wie diese Arbeit der Kinder und Jugendlichen zur Aufrechterhaltung der Binnenorganisation der Heime genannt wurde, einen großen Raum ein.

Der „erfolgreiche Umerziehungsprozess“ sei wesentlich davon abhängig, dass es dem Erzieherkollektiv gelinge, „bereits in den ersten Wochen und Monaten [...] einen straff organisierten und geregelten Tagesablauf durchzusetzen“. Folgende Schwerpunkte müssten ständig auf der Tagesordnung stehen:

- „– Durchsetzung und Sicherung einer festen Lebensordnung im Heim
- Gestaltung und Verschönerung der Gruppenobjekte und des Heimgeländes entsprechend der Konzeption
- Pflege und Werterhaltung aller im Heim befindlichen Einrichtungsgegenstände und der Räumlichkeiten“ (vgl. Materialien zur Heimerziehung 1984).

Genau die gleichen Prinzipien Totaler Institutionen wurden in der Heimerziehung der Bundesrepublik Deutschland mit großer Härte und Konsequenz angewendet, wie die zahlreichen Berichte ehemaliger Heimkinder und Fürsorgezöglinge zeigen und wie es die Kritik der Heimkampagne ans Licht gebracht hat. Goffmans Befund, dass das Leben der „Insassen“ in den Totalen Institutionen hauptsächlich von der Aufrechterhaltung der fremdbestimmten Binnenorganisation dieser Institutionen bestimmt wird, trifft für den Erziehungsalltag in den Heimen der Jugendhilfe beider deutscher Staaten in jeder Hinsicht zu. Der

Unterschied ist nur wieder, dass in der DDR unter dem Titel „Gesellschaftlich nützliche Arbeit“ dieses Mittel der Zwangserziehung pädagogisch begründet und offen vertreten wird, wohingegen man in Veröffentlichungen zur Heimerziehung in der Bundesrepublik vergleichbare Texte nicht finden wird. Dieser „Mangel“ wird durch die vielen publizierten „Haus- und Heimordnungen“, um deren Durchsetzung und Einhaltung in den Heimen ein ständiger Kampf zwischen Kindern, Jugendlichen und dem pädagogischen Personal geführt wurde, ausgeglichen (vgl. dazu den einleitenden Text).

Totale Institutionen sind gewaltförmig organisiert. Ihre Struktur produziert im Inneren mit Notwendigkeit Aggression und Gewalt. Die Menschen, die in ihnen leben müssen, werden gedemütigt und für ihr Leben traumatisiert. Ihre Menschenwürde wird systematisch verletzt und missachtet.

## Konsequenzen

*Aus: Kappeler 2011c: 84f.:*

Im Ergebnis haben offenbar das *christliche Menschenbild* und das *sozialistische Menschenbild* die gleichen Erziehungsmethoden hervorgebracht (vgl. dazu Kappeler 2008a). Für die Betroffenen macht es keinen Unterschied, ob die Demütigungen und die Unterdrückung von Kindern und Jugendlichen in der Heimerziehung in der Verantwortung des sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaates DDR oder in der Verantwortung des kapitalistisch-bürgerlichen Staates BRD verübt wurden. In der zentralistischen DDR wurde die abschreckende Disziplinierung sog. asozialer bzw. gemeinschaftsunfähiger Kinder und Jugendlicher von oben nach unten durchgesetzt. In der pluralistischen BRD sorgte die Monopolstellung der kirchlichen Wohlfahrtsverbände in der Jugendhilfe, die auch nach 1945 ungebrochene starke Verbindung von Staat und Kirche mit ihrem Korporatismus dafür, dass die durch diese Verbindung geprägten und tradierten Sichtweisen auf sog. schwererziehbare bzw. verwahrloste Kinder und Jugendliche in die auf absoluten Gehorsam zielende Erziehungspraxis umgesetzt wurden, die jeden Widerstand mit Mitteln des Zwangs und der Gewalt zu brechen versuchte. Diese weitgehende Übereinstimmung des Unrechtssystems Heimerziehung in den beiden deutschen Staaten sollte nicht zugunsten einer unterschiedlichen Gewichtung des den Kindern und Jugendlichen angetanen Unrechts relativiert werden. Es wäre eine interessante Frage für die historische Jugendhilfe-Forschung, wie es möglich war, dass in der sich als freiheitlich, demokratisch und rechtsstaatlich verstehenden Bundesrepublik über den Zeitraum von 30 Jahren ein solches Unrechtssystem bestehen konnte, dem ca.

800.000 Kinder und Jugendliche ausgeliefert waren. Die dazu im Abschlussbericht des RTH<sup>5</sup> gegen das Votum der ehemaligen Heimkinder angebotenen „Erklärungen“ dienen so offensichtlich der Ablehnung der Entschädigungsforderungen der Überlebenden dieses Systems, haben eine so eindeutige Legitimations-Funktion, dass sie als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Aufklärung der Geschichte der Heimerziehung nicht in Betracht kommen. Am RTH wurde immer wieder auf den substantiellen Unterschied zwischen dem „freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat“ Bundesrepublik und dem „Unrechtsstaat“ DDR hingewiesen. Ein „Unrechtssystem Heimerziehung“ habe es im „freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat“ prinzipiell nicht geben können. Eine pauschale Entschädigung ehemaliger Heimkinder sei daher ausgeschlossen. Es handele sich schließlich nicht um den „Unrechtsstaat DDR“, in dem selbstverständlich auch die Jugendhilfe/Heimerziehung ein Unrechtssystem gewesen sei. Man darf gespannt sein, ob diese Argumentation Bestand hat, wenn es in den kommenden Monaten um die Rehabilitation und Entschädigung ehemaliger Heimkinder aus der DDR geht, denen ja nach der Logik des RTH eine pauschale Entschädigung zugebilligt werden müsste. Ich vermute, dass dieser Anspruch mit der Argumentation zurückgewiesen wird, dass auch in der DDR nicht alle Heime gleich gewesen seien und es auch in totalitären Staaten immer Inseln/Nischen der Menschlichkeit gegeben habe, so dass von einem „Unrechtssystem Heimerziehung“ in der DDR nicht geredet werden könne. Und hat nicht auch die Deutsche Demokratische Republik in ihrer Verfassung und ihren Jugendgesetzen immer versprochen, dass die öffentliche Erziehung der Förderung und dem Wohl der Kinder und Jugendlichen diene? Freilich auch dem Wohl der sozialistischen Gesellschaft und wenn es zwischen dem einen und dem anderen „Wohl“ keine fraglose Übereinstimmung gab, war das Wohl des Staates, der Gesellschaft, so wie es die Macht-Habenden definierten, immer ausschlaggebend. Das war in der Bundesrepublik nicht prinzipiell anders. Jahrzehntlang wurde das individuelle Handeln von Kindern und Jugendlichen an der von ihnen erwarteten „gesellschaftlichen Tüchtigkeit“ gemessen, die ebenfalls von den Macht-Habenden definiert wurde. „Abweichendes Verhalten“ wurde mit den Machtmitteln des Staates sanktioniert, u.a. mit der Einweisung in ein Heim. Eine Analyse der Beschlüsse der Vormundschaftsgerichte zur Anordnung von Fürsorgeerziehung oder zu Maßnahmen auf der Grundlage des § 1666 BGB lässt keinen Zweifel daran. Dieser mächtigen Praxis gegenüber waren selbst diverse Beschlüsse des

---

5 Runder Tisch Heimerziehung



Bundesverfassungsgerichtes der 50er und 60er Jahre reine Makulatur, in denen die Ausrichtung der Heimerziehung an der „gesellschaftlichen Tüchtigkeit“ zum Nachteil der individuellen Entwicklungschancen der Kinder und Jugendlichen unmissverständlich gerügt wurde.

## Zusammenfassung

*Aus: Kappeler 2011b: 13f.:*

Zuerst das Positive: Der Kampf der ehemaligen Heimkinder und ihrer UnterstützerInnen hat sich gelohnt und lohnt sich immer noch, weil das jahrzehntelange Schweigen über die Gewalt, der Kinder und Jugendliche in der Heimerziehung ausgesetzt waren, gebrochen werden konnte. Die Frauen und Männer, die jetzt über das ihnen zugefügte Unrecht und Leid reden, sprechen auch für die vielen ihrer Leidensgenossinnen, die stumm bleiben, ja selbst für die Vielen, die gestorben sind und jeden Tag sterben, denn es handelt sich bei den ehemaligen Heimkindern ganz überwiegend um ältere und alte Menschen, deren psychische und physische Gesundheit durch die Erziehung im Heim stark beeinträchtigt worden ist. Erstmals wieder seit der Heimkampagne der späten 60er und frühen 70er Jahre haben die Opfer der Jugendfürsorge, wie die Kinder- und Jugendhilfe damals hieß, eine unüberhörbare Stimme bekommen, die so schnell nicht wieder verstummen wird. Für viele ehemalige Heimkinder ist ihre Initiative ein Akt der Selbstbefreiung. Der macht zwar alte Schmerzen lebendig und bringt neue Schmerzen, Enttäuschungen und auch wieder Demütigungen mit sich. Aber die haben nicht mehr die niederdrückende und isolierende Gewalt, wie es die „Anonyma“ in Heft 118 der „Widersprüche“ exemplarisch geschrieben hat.

Nun das Negative: Die Jugendhilfe hat sich im Ganzen ihrer Vergangenschuld nicht gestellt. Das bedeutet auch, dass sie die Chance, aus der kritischen Selbstreflexion der „dunklen Seite“ ihrer Geschichte für die Gegenwart und die Zukunft zu lernen, weitgehend nicht genutzt hat. Die in vielen Bundesländern wieder praktizierte „geschlossene Unterbringung“ von wieder als „verwahrlost und schwersterziehbar“ definierten Kindern und Jugendlichen ist ein Beispiel dafür. Träger, die, wie der Orden der Salesianer (Don Bosco-Heime), wegen der in ihrer Einrichtungen an Kindern und Jugendlichen verübten Gewalt während der Heimkampagne und auch jetzt wieder bei der Aufdeckung sexueller Gewalt in die Schlagzeilen gekommen sind, bekommen von Landesregierungen den Auftrag zur Einrichtung geschlossener Heime oder Abteilungen mit sogenannten Time-out-Räumen, während am RTH und in den Länderparlamenten die Folgen des Wegschließens für Kinder und Jugendliche aufgeklärt werden sollen.

„Wahrscheinlich muss es in 20 Jahren wieder einen RTH geben, der die Gewalt aufklären soll, die Kindern und Jugendlichen heute in der Kinder- und Jugendhilfe angetan wird“, sagte kürzlich ein leitender Beamter eines Landesjugendamtes, der die katastrophale Situation der Heimaufsicht (zu wenig und nicht hinreichend qualifiziertes Personal) beklagte. Leider kann man dieser Prognose nicht widersprechen (siehe dazu den Beitrag von Michael Lindenberg in diesem Heft). Die im Abschlussbericht des RTH geforderte Qualifizierung und Intensivierung der Heimaufsicht verbunden mit einem unabhängigen Beschwerdemanagement für Kinder, Jugendliche und Familien wurde von den Verbänden der Kommunen in einem Zusatzprotokoll als zu teuer und nicht erforderlich abgelehnt.

Der Bundestag hat am 7.7.2011 beschlossen, dass für die Opfer der DDR-Jugendhilfe die Regelungen gelten sollen, die in der Umsetzung des Parlamentsbeschlusses für die ehemaligen Heimkinder aus der „alten“ Bundesrepublik festgelegt werden. Es soll das Prinzip „Gleichbehandlung der Opfer“ gelten. Am RTH hat die Mehrheit argumentiert, dass es eine pauschale Entschädigung für die ehemaligen Heimkinder nicht geben könne, weil die BRD im Unterschied zur DDR von Anfang an ein sozialer und demokratischer Rechtsstaat gewesen sei, in dem es ein „Unrechtssystem Heimerziehung“ per Definition nicht haben können. Eine Opferrente bzw. entsprechende Einmalzahlung, wie sie von den Ehemaligen am RTH gefordert wurde, wäre nur möglich, wenn die BRD wie die DDR ein „Unrechtsstaat“ gewesen wäre, denn in einem solchen können auch Jugendhilfe/Heimerziehung nur ein Unrechtssystem gewesen sein, dessen Opfer Anspruch auf eine pauschale Entschädigung hätten.

(Eine Opferrente nur für die ehemaligen Heimkinder aus der DDR) würde sich nicht mit der Tatsache vertragen, dass das konkrete Leiden der Kinder und Jugendlichen in den Heimen beider deutscher Staaten sich nicht voneinander unterscheiden, denn es resultierte nicht aus den unterschiedlichen politischen Vorzeichen in der DDR und der BRD, sondern aus der alltäglichen gewaltmäßigen Erziehungspraxis, die identische historische Wurzeln hat und durch ähnliche Sichtweisen auf „verwahrloste und schwererziehbare Kinder/Jugendliche“ gesteuert wurde (vergleiche dazu Kappeler 2007, 2008c, 2011a). In der Studie „Heimerziehung in Berlin-West 1945 bis 1975/Ost 1945 bis 1989“ (Berlin 2011) heißt es in der Einleitung:

„Bei allen Systemvergleichen kann es nicht darum gehen, eine Hierarchie von betroffenen Gruppen zu konstruieren: das Maß an erfahrem Leid und Unrecht misst sich nicht daran, unter welchen politischen Verhältnissen es zugefügt wurde“. Dieser elementarere Grundsatz darf nicht dazu führen, dass DDR-Heimkindern eine ihnen zustehende Opferrente verweigert wird. Er muss umgekehrt dazu führen,

dass das Bundesverfassungsgericht, das schon in den sechziger Jahren die Verletzung von Grund- und Menschenrechten in der Heimerziehung gerügt hat, in einem Grundsatzurteil den Bund und die Länder zwingt, die systematische Verletzung der Grund- und Menschenrechte von Kindern und Jugendlichen in der westdeutschen Heimerziehung anzuerkennen und ihre noch lebenden Opfer angemessen finanziell zu entschädigen.“

*Aus: Kappeler 2008c: 74:*

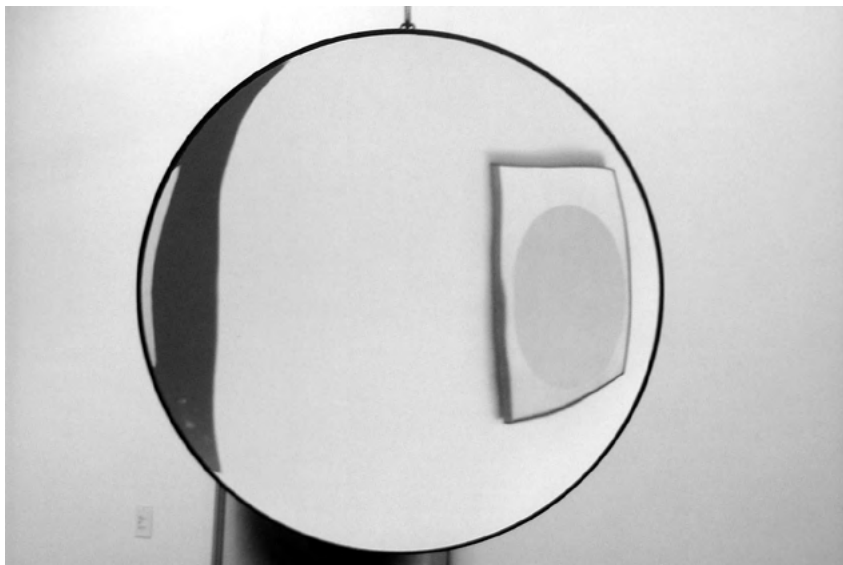
Aus der Geschichte lernen? – Es ist schwer, diesen unverzichtbaren sozialpädagogischen Optimismus durchzuhalten. Mir hilft dabei der Satz von Leszek Kolakowski: „Leben trotz Geschichte.“ In viel stärkerem Maße noch wird das für die Frauen und Männer zutreffen, die heute in vorgeschrittenem Lebensalter (zwischen fünfzig und achtzig Jahre alt) über ihre Erfahrungen als Kinder und Jugendliche, die in den Totalen Institutionen der Jugendhilfe leben mussten, zu reden beginnen und die Jugendhilfe unüberhörbar an ein finsternes Kapitel ihrer Geschichte erinnern. Ihnen sei dieser Artikel gewidmet.

#### Literatur

- Aich, Prodosch (Hrsg.) 1973: Da weitere Verwahrlosung droht... Hamburg
- Bartels, Heinke/Kappeler, Manfred/Schildhauer, Axel/Wiedemann, Peter 1996: Das Podium über die Berliner Zeit. In: Frommann, Anne/Becker, Gerold (Hrsg.): Martin Bonhoeffer – Sozialpädagoge und Freund unter Zeitdruck. Mössingen-Talheim
- Boehme, Christa 1952: Die Beobachtung und Beurteilung der Zöglinge. Berlin
- Bonhoeffer, Martin 1973: Personale Organisation im Heim – emotionale Desorientierung für Kinder. In: Neue Sammlung, 13. Jahrg. Heft 4. Göttingen
- Freigang, Werner/Wolf, Klaus 2001: Heimerziehungsprofile – Sozialpädagogische Portraits. Weinheim/Basel
- Goffman, Erving 1981: Asyl – Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen. Frankfurt a.M.
- Habermas-Arbeitskreis 1972: Jugendkriminalität und Totale Institutionen – Materialien zu zwei Seminaren. Frankfurt a.M.
- Heuchler, Bernhard 1952: Einige wichtige Bedingungen für die Erziehung zur bewussten Disziplin. In: Heimerziehung, Heft 4. Berlin
- Hoffmann, Inge/Schulze Hans-Jürgen 1984: Zur Ermittlung der Erziehungssituation durch die Organe und Heime der Jugendhilfe. Falkensee
- Kappeler, Manfred 1971: Ideologie und Praxis in der Heimerziehung. In: Autorenkollektiv: Gefesselte Jugend. Fürsorgeerziehung im Kapitalismus. Frankfurt a.M.
- 1999: Verstrickung und Komplizenschaft. In: Ders.: Rückblicke auf ein sozialpädagogisches Jahrhundert – Essays zur Dialektik von Herrschaft und Emanzipation im sozialpädagogischen Handeln. Frankfurt a.M.

- 2007: Ein hohes Maß an Übereinstimmung – Heimerziehung in Deutschland „Ost“ und Deutschland „West“. In: Jugendhilfe 45, Jahrg. Dezember 2007. Neuwied
- 2008a: Von der Heimkampagne zur Initiative der ehemaligen Heimkinder – Über den Umgang mit Vergangenheitsschuld in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Neue Praxis 4/2008
- 2008b: Heimerziehung in der Bundesrepublik Deutschland (1950-1980) und der Deutschen Demokratischen Republik. In: Forum Erziehungshilfe 2/2008
- 2011a: Die Heimerziehung der vierziger bis siebziger Jahre im Spiegel der AGJ – eine Untersuchung auf der Grundlage der Bestände des AGJ-Archivs. Online unter: [www.agj.de](http://www.agj.de) – Rubrik erzieherische Hilfen
- 2011b: Statt Aufklärung, Rehabilitation und Entschädigung – Verharmlosung und Schadensbegrenzung – Ein kritischer Rückblick auf den „Runden Tisch Heimerziehung“. Online unter: [hdp.de/files/kappeler-kritischer-rueckblick\\_2011.pdf](http://hdp.de/files/kappeler-kritischer-rueckblick_2011.pdf), rev.15.07.2013
- 2011c: Kritik und Veränderung – Die Berliner Heimkampagne und ihre Folgen. In: Senat Berlin (Hg.): Heimerziehung in Berlin, West 1945-1975, Ost 1945 bis 1989, S. 76-133
- Kotschetow, Alexander 1975: Umerziehung Jugendlicher. Berlin
- Linsener, Hans-Joachim 1977: Verhaltensgestörte Kinder und Jugendliche in Sonderheimen der Jugendhilfe. Teil 1. Hrsg. vom Institut für Jugendhilfe. Ludwigsfelde
- Mannschatz, Eberhard 1952: Beiträge zur Methodik der Kollektiverziehung. Berlin
- 1979: Schwererziehbarkeit und Umerziehung. Ludwigsfelde
- 1984: Heimerziehung. Berlin
- Nolte, Stephan/Reich, Alexander 2007: Der geschlossene Jugendwerkhof Torgau/DDR. In: Jugendhilfe 45. Jahrg. Dezember 2007
- Wiedemann, Peter 1996: Das Podium über die Berliner Zeit. In: Frommann, Anne/Becker, Gerold (Hrsg.): Martin Bonhoeffer – Sozialpädagoge und Freund unter Zeitdruck. Mössingen-Talheim

*Manfred Kappeler, Belziger Str. 38, 10823 Berlin  
E-Mail: [drkappeler@arcor.de](mailto:drkappeler@arcor.de)*



Michael Lindenberg

## Geschlossene Heimerziehung in Deutschland vor und nach der Wende

Ein Kommentar zur Wiederkehr des Selben

Die Stadt Hamburg hat in den vergangenen 30 Jahren ihre eigene geschlossene Unterbringung für Kinder und Jugendliche bereits zweimal beendet. Im Jahre 1980 wurden im Zuge der bundesweiten Heimreform die Hamburger Einrichtungen abgeschafft. Das hielt bis zum Jahr 2002, als eine neue Regierung die Wiedereinführung diskutierte und im Jahr 2003 umsetzte. Diese Anstalt wurde nach fünf Jahren 2008 erneut geschlossen: zu teuer, zu wenige Erfolge und zu viel politische Unruhe. Doch führte diese zweite Schließung lediglich zu einer Verlagerung der geschlossenen Unterbringung in andere Bundesländer, namentlich zur Nutzung einer geschlossenen Einrichtung in Brandenburg. Und so wurden vermutlich nicht mehr, aber auch nicht weniger Hamburger Kinder und Jugendliche geschlossen untergebracht. Der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit waren sie damit jedoch entzogen: Aus den Augen, aus dem Sinn. Diese verschämte und heimliche Praxis wurde erst durch das Bekanntwerden von Gewalthandlungen an Kindern und Jugendlichen in dieser brandenburgischen Einrichtung in die politische und öffentliche Diskussion getragen.

Seit der Abschaffung der geschlossenen Heimerziehung in den achtziger Jahren hat es unter der fachlichen Leitlinie der Lebensweltorientierung viele erfolgreiche Versuche gegeben, mit den besonders schwierigen Kindern ohne geschlossene Heime umzugehen. Dieser Verzicht auf die geschlossenen Heime wurde damit begründet, dass ein Abgleiten dieser Einrichtungen in autoritäre Asyle fast unvermeidlich erscheint, selbst, wenn ihre Protagonisten das nicht beabsichtigt haben. Die jetzt bekannt gewordenen repressiven und autoritären Zustände in der brandenburgischen Einrichtung zeigen das erneut. Sie erinnern deutlich an die erst vor wenigen Jahren skandalisierte Heimerziehung der 1950er und 1960er Jahre in Westdeutschland. Und auch ein Vergleich mit den geschlossenen Heimen der

DDR ist angemessen. Beide Heimtypen werden heute allgemein als unmenschlich und unwürdig beurteilt und ihre Insassen als Opfer anerkannt, die Entschädigungen für das erlittene Leid und das an ihnen begangene Unrecht erhalten.

Was ist heute anders? Warum werden geschlossenen Heime der BRD vor der Wende und der DDR heute einmütig verurteilt, während bei den derzeit existierenden Einrichtungen die Beweislast umgekehrt ist? Hier müssen ihre Kritiker erst einmal nachweisen, dass Gewalt und Unrecht begangen werden. Sicher, alles Handeln ist zeitgebunden, und das erklärt vieles: Was augenblicklich im Blick auf die geschlossene Unterbringung entschieden, verfügt und richterlich genehmigt und schließlich praktiziert wird, kann nicht falsch sein, denn es findet heute statt. Über die Vergangenheit zu urteilen ist leicht, über die Gegenwart zu sprechen schwer. Und doch einen alle diese Einrichtungen, auch die heutigen, die bekannten Merkmale Totaler Institutionen als immer wiederkehrender Bezugspunkt: Demütigung der Individuen, Angriffe auf das Selbst, Entzug von und Verstoß gegen Grundrechte sowie Unterordnung und Gehorsam. Diese Erkenntnis ist so alt wie gesichert, und die Totalität des Einschlusses wird nicht dadurch durchbrochen, dass es nicht mehr „Geschlossene Unterbringung“ heißt, sondern „Freiheitsentziehende Maßnahme“ oder „Intensivpädagogische Maßnahme“, und dass aus dem „Karzer“ und der „Isolationzelle“ der BRD und der DDR der „Time-Out-Raum“ oder der „Besinnungsraum“ heutiger Geschlossenheit geworden ist.

Trotz dieses gesicherten Wissens ist die Rückkehr der Heime für die als besonders gefährlich Bezeichneten im Anstieg begriffen. Waren 1996 bundesweit noch 122 Kinder und Jugendliche geschlossen untergebracht, sind es 2012 bereits 389 (vgl. DJI 2011, 2012; Hoops 2010).

Damit ist die geschlossene Unterbringung zwar quantitativ immer noch eine Randerscheinung in der Erziehungshilfe, ihre qualitative Bedeutung geht jedoch weit darüber hinaus, vor allem als Endstation für Maßnahmen-Karrieren, aber auch als Druckpotenzial in Alltagskonflikten.

Geschlossene Unterbringungen werden in der Regel als „intensiv-pädagogische Maßnahme“ bezeichnet und müssen mit dem Widerspruch leben, dass sie als letztes Mittel in Betracht kommen, wenn das Kind nach Meinung der Personensorgeberechtigten, des Jugendamtes, aber auch der Schule oder den Fachkräften in der Kinder- und Jugendpsychiatrie sich und andere durch Straftaten, Gewalt und Drogen gefährdet, selbst keine Einsicht in diese Gefährdung zeigt, sich allen Erziehungsversuchen entweder entzogen oder durch Provokationen und Gewalttätigkeit immer wieder verletzt hat. So besteht der Widerspruch darin, dass sie als pädagogisches Mittel gelten sollen in einer Situation, in der festgestellt wurde, dass die pädagogischen Mitteln versagt haben: Das festgestellte Misslingen der

pädagogischen Mittel soll mit pädagogischem Mittel bearbeitet werden, denn mildere Maßnahmen erscheinen den Erwachsenen nicht mehr möglich.

Die Praxis der geschlossenen Unterbringung, soweit sie weiter auf pädagogische Einwirkung und nicht auf Dressur zielt, steht damit vor drei Problemen:

1. Sie soll mit Kindern pädagogisch arbeiten, bei denen diese Möglichkeit bereits verneint worden ist;
2. sie soll mit vielen dieser Kinder an einem abgesonderten Ort gemeinsam arbeiten und nicht mit Einzelnen dieser Kinder,
3. sie soll das unter den Bedingungen des Einschlusses tun.

Anders gesagt: Einzelne Kinder, die Schwierigkeiten haben und Schwierigkeiten machen, werden mit anderen Kindern zusammengefasst, die ebenfalls Schwierigkeiten haben und Schwierigkeiten machen, und das in einem geschlossenen Raum, dessen Aufrechterhaltung allen Beteiligten Schwierigkeiten bereitet.

Wie soll das ohne Gewalt funktionieren? Es müsste, denn Gewalt darf in der Erziehung nicht angewandt werden, das hat der Gesetzgeber eindeutig festgelegt. Jedes Kind hat ein uneingeschränktes Recht auf gewaltfreie Erziehung, die Befugnis zur Erziehung umfasst deshalb keinerlei Züchtigungsrecht, und auch seelische Verletzungen und andere entwürdigende Maßnahmen sind unzulässig. Zu diesen Maßnahmen gehören Isolierung und Begrenzung, also etwa dauerhaftes Festhalten in einem Anti-Aggressionsraum bzw. im eigenen Zimmer. Körperlicher Zwang ist nur dann zulässig, wenn das Kind vor einem drohenden Schaden bewahrt werden soll (z.B. Zurückreißen von der Fahrbahn oder dem Herd) oder, um eine erlaubte Erziehungsmaßnahme durchzusetzen.

In dieser Situation erzieherisch zu arbeiten, das heißt, sich am Kind zu orientieren und nicht an der Durchsetzung des Regelwerkes, ist schwer vorstellbar. Wir akzeptieren heute, dass die Heimerziehung der 50er und 60er Jahre daran gescheitert ist, wir haben einen gesellschaftlichen Konsens darüber, dass die Jugendwerkhöfe und die Spezialheime der DDR daran gescheitert sind. Warum werden diese Maßstäbe nicht an die aktuelle geschlossene Unterbringung angelegt?

Ein Blick auf die Rechtfertigung der Heimerziehung der DDR und auch der Jugendwerkhöfe ist hilfreich und zeigt den Zusammenhang. Mannschatz (in diesem Heft) definiert die sozialpädagogische Aufgabe für das, was wir „Fremdplatzierung“ nennen, als die „Gewährleistung der Verwurzelung der Kinder und Jugendlichen in einem Beziehungsgefüge mit dem Stellenwert ihres Lebensmittelpunktes“ (ebd.). Als Handlungsveranlassung bezeichnet er „die gravierende Notsituation [...], dass die jeweils betroffenen Kinder der Verwurzelung in einer sicheren Familienatmosphäre entbehren.“ Dass diese sozialpädagogische Aufgabe gerade in einem Heim „mit kompakter Wirkung in relativer Abgeschlossenheit,

letztlich ohne Rückzugsmöglichkeit“ durchgeführt wird (ebd.) und dieses Angewiesensein zu Ausgeliefertsein in den Fängen eines rigiden Regelsystems pervertieren kann, dass also der Kampf um die Einhaltung der Regel den Sinn der Regel selbst überdeckt, wird von ihm ebenfalls konstatiert.

Trotz dieser Analyse verfängt sich Mannschatz in einer Rechtfertigung der geschlossenen Unterbringung der DDR, den sogenannten „Jugendwerkhöfen“. Denn das Merkmal der Jugendwerkhöfe sieht er nicht darin, dass auch sie den Mechanismen Totaler Institutionen unterliegen, sondern hier sind es ihm zufolge äußere Einflüsse und nicht innere Gesetzmäßigkeiten, die die Arbeit pervertiert haben sollen. Er nennt folgende:

1. Wegen der Kürze der Aufenthaltsdauer von ein bis zwei Jahren war es nicht möglich, eine schulische Ausbildung anzubieten;
2. die berufliche Ausbildung musste sich, ebenfalls wegen der Kürze der Zeit, auf bloße Anlernberufe beschränken,
3. die Betriebe in der näheren Umgebung waren ohnehin ausschließlich an Arbeitskräften interessiert und trugen damit nichts zur beruflichen Förderung bei,
4. die Jugendhilfe war eingebunden in ein Geflecht von gesellschaftlichen Ansprüchen, von denen sie sich nur mit Mühe freihalten konnte, und
5. schließlich handle es sich bei missbräuchlicher Pädagogik in diesen Anstalten um Einzelfälle – so muss ich aufgrund seiner Bemerkung schlussfolgern, dass eine politische Inszenierung vorliegt, „die sich festgefahren hat als Abwertung und Verteufelung oder als Aufzählung von negativen Einzelfällen in Ost und West in der Art einer ‘buchhalterischen’ Aufrechnung zuungunsten der DDR“ (ebd.).

So zeigt Mannschatz die Schwierigkeiten der Heimerziehung zwar abstrakt („Sie darf nicht zur Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in Stile wegsteckender Versorgung oder gar Sicherungsverwahrung verkommen oder in einem solchen Zustand verharren.“) (ebd.). Doch er erfasst nicht den konkreten Einzelfall, auf den es jedoch, seinen eigenen Worten zufolge, in der Sozialpädagogik einzig ankommen darf. Denn was ist Jugendhilfe anderes als die Arbeit mit einzelnen Kindern und Jugendlichen? Und wenn im Einzelfall etwas schief gelaufen ist, wieso hat das keine Aussagekraft für das Ganze? Dieser schlichte argumentative Mechanismus ist ein nomothetischer, quantifizierender, dem Gesetz der großen Zahl verpflichteter Gedankengang. Dieser Gedankengang widerspricht allen Grundsätzen der auch von Mannschatz bejahend zitierten Lebensweltorientierung, der es im Gegenteil gerade auf den Einzelnen und seine Besonderheiten ankommt. Genauso argumentieren die Betreiber der branden-

burgischen geschlossenen Unterbringung: Wenn etwas schief gelaufen ist, so nur im einzelnen Fall. Die verräterische Rückführung dieser Argumentation auf die bekannten totalen Strukturen geschlossener Unterbringung wird dabei ausgeblendet.

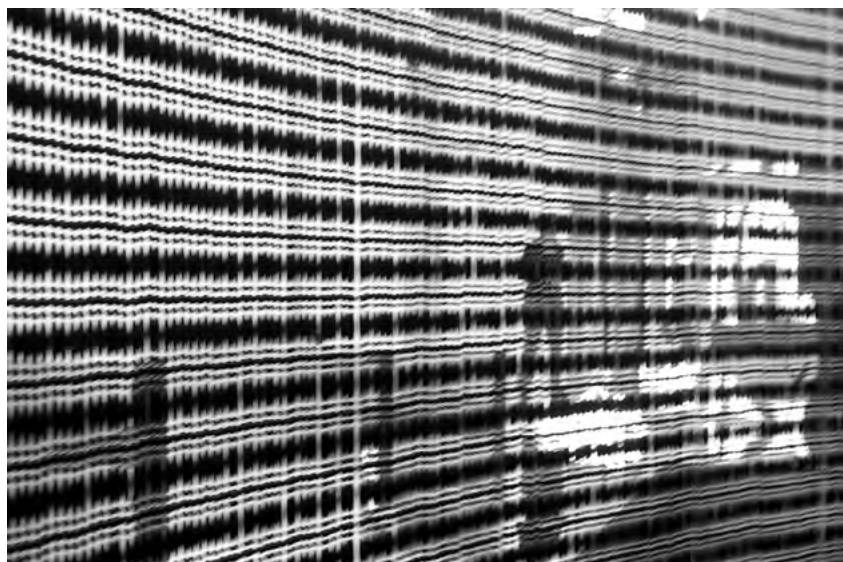
Die Jugendwerkhöfe der DDR hätte es nicht geben dürfen. Die Heime der 50er und 60er Jahre der BRD hätte es nicht geben dürfen. Die geschlossene Unterbringung im vereinten Deutschland gibt es weiterhin. Die Rechtfertigung aller dieser Einrichtungen verläuft stets nach einem identischen Muster: Ein pädagogisches Versagen liegt nur im Einzelfall vor, die Jugendlichen sind besonders schwierig (was stimmt, aber keine Erklärung sein darf), der äußere öffentliche Druck auf diese Einrichtungen erschwert die pädagogische Arbeit, und schließlich, sie reagieren nur auf einen gesellschaftlichen Druck, denn niemand wollte die Kinder mehr haben. Die Rechtfertigung von Mannschatz für die vergangenen Jugendwerkhöfe ist die weiterhin benutzte Rechtfertigung für die heutigen geschlossenen Einrichtungen. Damit wird vollständig auf Begründungen abgehoben, die außerhalb des eigenen Handelns und Einflusses liegen.

Für alle drei Typen der geschlossenen Unterbringung, jene der 50er und 60er Jahre der BRD, jene der DDR und die heutigen gilt insgesamt: Wenn wir Menschen mit Schwierigkeiten unter den schwierigen Bedingungen der Geschlossenheit zusammenbringen, dann werden wir am Ende nicht weniger, sondern mehr Schwierigkeiten haben. Dabei hat uns niemand gezwungen, geschlossen unterzubringen. Wir haben das selbst entschieden und können daher auch anders entscheiden. Und das ist in meinen Augen kein „ideologischer“ (dieses Wort wird immer dann gebraucht, wenn einseitiges festgefahreneres Denken unterstellt werden soll), sondern ein sachlicher Impuls, der sich an den genannten Erfahrungen der Vergangenheit und an geltendem Recht orientiert: Gewalt in der Erziehung ist verboten.

### Literatur

Mannschatz, Eberhard 2013: Zur Positionierung der Jugendhilfe. Themenbezogene Erörterung aus einem verschütteten Denkhorizont. (In diesem Heft)

Michael Lindenberg, Hochschule für Soziale Arbeit und Diakonie,  
Horner Weg 170, 22111 Hamburg  
E-Mail: mlindenberg@raubeshaus.de



Vadim Riga

## Wann sind wir zu Hause?

### Persönliche Reflexionen zur Heimerziehung

„Geschlossene Heime gehören nicht in das sozialpädagogische Hilfesystem. Erziehungswirkungen bleiben aus, schlagen in ihr Gegenteil um oder verzwerfen, im günstigsten Falle, weil wertvolle aufgabenbezogene und freiwillige Gemeinsamkeit sich unter Zwangsbedingungen nicht entwickeln kann“<sup>1</sup> (Eberhard Mannschatz).

„(In geschlossenen Heimen) ... hat der Staat das Erziehungsmonopol. Hier redet ihm keiner drein, hier zeigt er, wie er sich Erziehung vorstellt“<sup>2</sup> (Ulrike Meinhof).

Trotz der Unterschiedlichkeit in den Stoßrichtungen o.g. Zitate haben Mannschatz und Meinhof gemein, dass sie sich in ihren Veröffentlichungen stets beide der politischen Linken zugeordnet haben, wenngleich unter gänzlich anderen Bedingungen. Was sie augenscheinlich unterscheidet, ist, dass der eine sich als

- 
- 1 Eberhard Mannschatz, *Zur Debatte über Jugendgewalt – Bemerkungen aus sozialpädagogischer Sicht*, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, 97(2008), 47-54. Mannschatz war Leiter der Abteilung Jugendhilfe im Ministerium für Volksbildung (MfV) der DDR und stellvertretender Leiter des Jugendwerkhofs Römhild. Im MfV u.a. zuständig für „Spezialheime“ für sog. schwer erziehbare Kinder und Jugendliche. Nach eigener Auskunft hat er sich lange gesperrt gegen die Einrichtung des Jugendwerkhofs Torgau, der durch Aufdeckung skandalöser Menschenrechtsverletzung in die Schlagzeilen geraten ist.
  - 2 U. Meinhof im Rahmen ihrer Arbeit an den Fernsehfilm „Bambule“. Zitiert in Peter Paul Zahl, „Die Zerstörung der Mitmenschlichkeit: Lumpen im Schließfach“, Kursbuch 44, Berlin 1976, S. 168. Meinhofs Fernsehspiel „Bambule“, welches die Zustände der geschlossenen Heime in der BRD kritisch thematisiert, wurde vor der geplanten Ausstrahlung im ZDF 1970 kurzfristig aus dem Programm genommen, nachdem bekannt wurde, dass Meinhof an der Befreiung von Andreas Baader und der damit zusammenfallenden Gründung der „Roten Armee Fraktion“ beteiligt war. Der Film wurde erst in den 90er Jahren ausgestrahlt und gilt heute als wichtiger Beitrag zur Debatte um die Heimerziehung in Westdeutschland zwischen 1945 und 1972.

„Abwiegler“ zu präsentieren scheint, die andere sich hingegen als „Aufwiegle- rin“. Hier vorschnell einen ideologischen Unterschied zwischen einer „Radika- len“ und einem „Reformisten“ zu konstruieren wäre allerdings unangemessen; zumal sich nach meiner Erfahrung innerhalb des linken Milieus sowohl das Abwiegen als auch das Aufwiegen meistens vor dem gleichen gedanklichen Hintergrund abspielt und zum Vorschein kommt als Technik gegenüber denen, die als „Subjekte“ für die jeweils eigene politische Sichtweise ausgemacht wur- den, z.B. die betroffenen Insassen geschlossener Erziehungsanstalten oder wahl- weise auch kritische Studierende der Sozialpädagogik. Mannschatz bleibt wie auch Meinhof bis zur ihrem Tod nach meiner Kenntnis einem Menschenbild verbunden, welches das aufgrund gesellschaftlicher Bedingungen deformierte Individuum durch (pädagogisch-politische) Erziehung von seinen Defiziten glaubt befreien zu können. Der Glaube an die Emanzipation durch Selbster- mächtigung bleibt äußerlich, wobei Mannschatz, in meiner Wahrnehmung, sich den Erkenntnissen der antiautoritären Bewegung seit dem Zusammenbruch der DDR langsam anzunähern scheint, während Meinhof sich im letzten Abschnitt ihres Lebens davon immer mehr abzuwenden schien; eine Ironie der Geschichte, in deren Verlauf sich die Protagonisten unversehens in einem neuen historischen Umfeld befinden können, welches ihnen neue Gedanken aufzwingt und neue Entscheidungen abverlangt.

In dem hier vorliegenden Kontext, Kritik der Heimerziehung, zeigen sich für mich indes *beide* oben zitierten Äußerungen, unabhängig vom jeweiligem historischen Umfeld, in dem sie entstanden und abgesehen vom jeweiligem ideo- logischen Hintergrund, als durchaus aktuell und anregend für eine Sozialarbeit mit emanzipatorischem Anspruch.

Als Familientherapeut und Sozialarbeiter, ausgestattet mit der Erfahrung eines „Betroffenen“ und sozialisiert durch die und innerhalb der sozialistischen Bewe- gung des 20ten Jahrhunderts geht mir die Auseinandersetzung mit dem Thema „Heimerziehung“ auf eine besondere Art nahe, in der sich persönliche, gesell- schaftliche und berufliche Interessen ständig vermischen. Ich musste realisieren, dass mir die Trennung zwischen beruflichem und privatem Bezug zu diesem Thema kaum gelingen wird. Aus diesem Grund habe ich die allseits geforderte „professionelle Distanz“ in eine „professionellen Nähe“ aufheben müssen. Es ist mir wichtig, dies zu erwähnen, wenn auch nur beiläufig, denn hier ist nicht der Raum, dies zu vertiefen. Vielmehr wurde ich ermutigt, meine persönlichen Er- fahrungen mit geschlossenen Heimen und meinen Umgang damit zu rekonstru- ieren und zu erzählen. Hier ist das Ergebnis:

Ich wurde als Sohn einer ehemaligen FDJ-Aktivistin in eine Dissidenten-Fami- lie im geteilten Deutschland der 50er Jahre hineingeboren. Daraus ergab sich der Grund und z.T. auch die Begründung meiner Internierung in einem geschlosse- nen Heim. An dieser Stelle kann leicht der Eindruck entstehen, ich sei als Kind von Oppositionellen in der ehemaligen DDR vorsorglich und fürsorglich der staatlichen Erziehung zum sozialistischen Bürger unterworfen worden. Dem war aber nicht so! Meine Heimgeschichte spielte sich im *westlichen* Teil ab, in dieser wie ein Arsch gespaltenen Nation, in deren gesellschaftlichen Mitte sich eben doch nur „*die ganze alte Scheiße*“ der deutschen Ideologie“ (Marx) ausdrü- cken konnte, was seit Schließung der Spalte bei den offiziellen Geschichtsdeu- tern geistige Verstopfungen bzw. Durchfall hervorruft. Das Heim befand sich an einem Ort, an dem nicht der Geist von Honeckers Margot, sondern der Geist von Wuermelings<sup>3</sup> Gott das Sagen hatte, mitten im „Kalten Krieg“ im Land des „Wirtschaftswunders“.

Vom sog. Wirtschaftswunder hat meine Familie kaum profitieren können. Wir waren noch auf die Solidaritätspakete US-amerikanischer und britischer Gewerk- schafter angewiesen, als die offizielle „Care-Paket-Kampagne“ bereits weitgehend als abgeschlossen galt. Ich selbst habe mich noch über die Trockenmilchriegel und die Cadbury-Schokolade freudig hergemacht. Als meine Familie Anfang der 70er Jahre endlich in den Genuss des Aufschwungs zu kommen glaubte (Bad und Einbauküche = „Neue Heimat“), war das Wunder auch schon wieder vorbei. Ohnehin zeigte sich meine Familie gegen Wunder immun. Und so wenig ausge- prägt der Wunderglaube bei uns war, so wenig (Selbst-)Schuldempfinden mochte sich bei uns einstellen. Meine Familie glaubte auch nicht an Unschuld, z.B. nicht an die Unschuld der Mehrheit der Deutschen bezüglich der Vernichtungslager und des Vernichtungskrieges – etwas, was seinerzeit (übrigens auch im Osten) eifrig kolportiert und dankbar aufgegriffen wurde. „Ihr wart es nicht, die Nazis waren's ...“, lautete die gesamtdeutsche Botschaft an das geteilte Volk, welches hüben die Konsumtempel und drüben leider nur den Sozialismus aufbauen durfte. Wir gehörten somit gleichermaßen zu den Verlierern des „Wirtschaftswunders“ sowie des „Kalten Krieges“, der im Übrigen in Korea und Algerien schon dazumal recht heiß daherkam und damit das sog. Wirtschaftswunder zusätzlich anheizte.<sup>4</sup>

3 Franz-Josef Wuermeling (CDU), Familienminister unter Adenauer von 1953-1962.

4 Mit dem „Marshallplan“ wurde die Westintegration der BRD besiegelt und der wirtschaftliche Aufschwung eingeleitet. Dadurch, dass die West-Alliierten die Pro- duktionsstätten in ihrem Hoheitsgebiet, insbesondere in der Schwerindustrie, kaum mit Demontageaktionen beeinträchtigt hatten, verhalf der Koreakrieg dem jungen

Dies sowie einige andere Begebenheiten bestimmten so von Anfang an mein persönliches Schicksal.

Als ich geboren wurde, war meine Mutter nach damaligem Recht noch minderjährig. Da sie zudem auch noch ledig war, ich also ein Unehelicher, wie es damals so schön hieß, wurde die Fürsorge von staatswegen automatisch auf uns aufmerksam. Meine Großeltern bekamen für mich das Sorgerecht zugesprochen. Das verhinderte zunächst, dass ich sofort in die Fürsorgeerziehung, also in einem Heim, untergebracht wurde. Wir blieben aber unter Beobachtung, auch, weil wir eben keine Gewinner des Wirtschaftswunders und dementsprechend arm waren. Bis in die 70er Jahren nannte man Leute wie uns in links-liberalen Kreisen gerne „Unterprivilegierte“ – heute würden wir dort als „sozial Benachteiligte“ oder als Angehörige einer „bildungsfernen Schicht“ bezeichnet werden. Gleichbleibend in diesem ganzen Verblendungszusammenhang sind die Perspektiven für die Kinder aus so bezeichneten Familien: als potenzielle „Kunden“ der Jugendhilfe sowie als kaum kalkulierbare Masse zukünftiger sozialer oder auch antisozialer Bewegungen. Damit erweist sich nebenbei, dass die Jugendhilfe bis heute mit einem Klassencharakter belegt ist. Ich hab bisher jedenfalls nur (ehemalige) Heimkinder kennengelernt, deren Herkunftsfamilien sich in einem proletarisierten Milieu bewegen mussten. Wer das Geld dafür hat, der überweist seine dysfunktionalen zeitraubenden Stammhalter in der Regel vorzugsweise in Internate, was für die betroffenen Kinder und Jugendlichen solcher Milieus zweifelsohne auch nicht immer ein Zuckerschlecken ist.

Zurück zu meinem persönlichen Umfeld. Mein Großvater war den Behörden bekannt als Antifaschist und aktiver Gewerkschafter. Er kämpfte im Spanischen Bürgerkrieg und floh nach dem Sieg der Faschisten von Alicante aus nach Südamerika. Dort tauchte er bis Ende des Krieges in Buenos-Aires unter. Meine Mutter wurde nach dem Krieg westdeutsche FDJ-Aktivistin. 1952 nahm sie an einer Großdemonstration in München gegen die Wiederbewaffnung Deutschlands teil. Während dieser Demonstration wurde der FDJler Phillip Müller von der Polizei erschossen. Der damalige Vorsitzende der westdeutschen FDJ, Josef Angerfort, wurde wegen Hochverrats zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Meine Mutter wurde, neben unzähligen anderen Jugendlichen, in Polizeigewahrsam genommen und registriert. 1954 wurde die FDJ mit ihren einigen zehntausend Mitgliedern in Westdeutschland verboten, zwei Jahre später die KPD. In diesem historischen

---

Staat dazu, das erste Mal seit Ende des Krieges wieder Exportüberschüsse zu erwirtschaften.

Moment erblickte ich das Licht der Welt. Ich wurde folglich, wie man sich unschwer vorstellen kann, in eine Familie hineingeboren, die nicht zwangsläufig die „Ostzone“, sondern eher das „Adenauer-Regime“ als den Unrechtsstaat empfand. Nachdem mein Großvater irgendwann vorübergehend wegen des Verdachtes der Mitgliedschaft in der verbotenen KPD inhaftiert wurde, schlug die Fürsorge zu. So wurde ich, nachdem ich mich unversehens in einem Erziehungsheim der Diakonie wiederfand, gleich meinem Großvater zum „Gefangenen des Adenauer-Regimes“. Ich befand mich, um einen mit Recht antiquierten Begriff zu bemühen, an Opas Seite in „Gesinnungshaft“ – zwar nicht wegen meiner Gesinnung, sondern wegen der meines Großvaters, das nützte mir aber nichts.

Wenn ehemalige Heimkinder aus der DDR dies zufällig lesen, dann sollte einigen unter ihnen das Wesen dieses Internierungsgrundes recht bekannt vorkommen. Kinder von Oppositionellen werden aus ihrer Familie gerissen, um sie in die staatlich verordnete Erziehung, zu einem „besseren Menschen“ oder wahlweise „neuen Menschen“, zu überführen. Für die betroffenen Kinder macht es keinen Unterschied, ob sich „wahre Christen“ oder „reale Sozialisten“ an deren Persönlichkeitsentwicklung verdingen.

Im Moment der Überführung in ein Heim beginnt sich für alle betroffenen Kinder unmittelbar das zu entfalten, was der geneigte Sozialpädagoge unter der Begrifflichkeit „biografische Brüche als Merkmal der Heimerziehung“ lernen konnte. „As soon as you're born they make you feel small by giving you no time instead of it all till the pain is so big you feel nothing at all“ (John Lenon: Working Class Hero).

Um eine sinnliche, unter die Oberfläche gehende Vorstellung sog. biografischer Brüche zu bekommen, ist die Auseinandersetzung mit dem Zeitempfinden von Kindern hilfreich. Der große Vordenker deutscher Leitkultur, Martin Luther, hat sich einmal sinngemäß dahingehend geäußert, dass das „Leben der Kinderlein am allerseligsten und besten sei, da sie keine zeitliche Sorge haben“. In den von ihnen betriebenen geschlossenen Heimen der 50er und 60er Jahre gaben sich jedoch Luthers Erben von der „Inneren Mission“ jede Mühe, um diesen seligen Zustand ihrer Zöglinge schnellstens aufzuheben. Luther wurde bereits von Marx unterstellt, dass dieser „...die Knechtschaft aus Devotion besiegt, weil er die Knechtschaft aus Überzeugung an ihre Stelle gesetzt hat,... den Leib von der Kette emanzipiert, weil er das Herz an die Kette gelegt hat.“<sup>5</sup>. Vor diesem Hin-

---

5 Karl Marx „Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie“ in: MEW, Band 1, S. 378



tergrund betrachtet wird das Verhalten der Diakonissinnen, unter denen ich leiden musste, *für mich wenigstens ansatzweise* verständlich. Indem sie mein Herz an die Kette legten, damit ich meine Knechtschaft aus Überzeugung annehmen könne, wollten sie aus mir den „besseren Menschen“ formen.

Der Faktor Zeit, wie es so schön heißt, ist „weiß Gott“ dem Menschen zur Sorge geworden. Luther selbst wurde zum Zeitzeugen, als sich die Lebenszeit der Menschen allmählich in Kapital zu verwandeln begann. Heute spürt jeder, dass die eigene Zeit längst zum Tauschobjekt geronnen ist. Und jeder kann wissen, dass die Stunden, die Tage, die Jahre, die in diesem unaufhörlichen Tauschgeschäft verbraucht werden, zugleich eine vergebliche Verschwendung von Kreativität, Intimität und aller möglichen kaum erspürten menschlichen Potentiale bedeuten: Zeit ist Geld und Geld ist Zeit totschlagen.

Luther konnte nicht verhindern, dass der Mammon sich zum alles beherrschenden Fetisch emporheben konnte. Er nahm den Mammon als notwendige Versuchung, als Teufelswerk gegen die Rechtschaffenden, welche sich diesem weltlichen Übel nur entziehen können durch Hingabe ihrer Arbeitszeit, also Lebenszeit, an einen Gott. Der Mensch soll „im Schweiß seines Angesichts“ den Fetisch verachten und gottgefällig das Kapital vermehren. Darin besteht die „zeitliche Sorge“ in der protestantischen Ideologie. Die in gehorsam verrichteter Arbeit aufgehobene Zeit ist für den Protestanten die spirituelle Tilgung der (Erb-)Schuld, einhergehend mit einer ständigen Neuverschuldung.

Ganz anders „das allerseligste und beste Leben der Kinderlein“, welche sich in ihrem scheinbar zeitlosen Dasein dem Zustand der Unmittelbarkeit, also ihren unmittelbaren Bedürfnissen hingeben können, solange ihnen die Sorge von Schuld und Verschuldung äußerlich bleibt. Das Zeitempfinden von Kindern entwickelt sich, bis es dem Takt der Verwertung endlich unterworfen ist, als wirklich historisches Zeitempfinden, indem das eigene Erleben sich unmittelbar umwandelt in Erinnerung, um dann im Austausch mit seiner Umwelt zur Erfahrung zu werden. Zeit ist für Kinder authentisches Wachstum durch permanente Weltaneignung und Selbstaneignung. Die Sorge tragen die Eltern und die Pädagogen, die ihrem persönlichen Wachstum erwachsenen Erwachsenen. Wer selbst Kinder hat, kennt das frustrierende Gefühl, welches sich einstellen kann, wenn man sich mehrmals täglich gezwungen sieht, die Kurzen aus ihrer eigenen spielerischen Welt der staunenden, kreativen und ergebnisoffenen Erlebnisse herauszureißen, um sie dem Takt unserer verdinglichten Welt unterzuordnen. Selbst eingeteilt in freie und unfreie Zeit sind Eltern gezwungen, mit der Zeit hauszuhalten. „Das allerseligste und beste Leben der Kinderlein“ offenbart sich darum als das Dilemma der zeitlichen Sorge; wenn sie trödeln beim Anziehen, sich im ungünstigen

Moment an einer Schaukel klammern, weil das Gefühl der Schwerelosigkeit noch nicht genügend ausgekostet wurde, oder über irgendetwas staunend plötzlich irgendwo stehen bleiben, bis wir es wegzerren, weil die Zeit knapp wird. Dann und wann muss gegessen und geschlafen werden, nicht, weil die Kinder Hunger haben oder müde sind, sondern, weil der Tagesablauf durch die Arbeitswelt so vorgegeben wird, so lange bis sie endlich dann müde oder hungrig sind, wenn der Zeitplan des Produktionsprozesses es erlaubt. Die allmähliche Umwandlung des kindlich-historischen Zeitempfindens in ein mechanisches geteiltes hat weitreichende Folgen für die Bewusstseinsentwicklung von Kindern und ist Grundbedingung für den Prozess der (Selbst-)Entfremdung und der Manipulation. Piaget sagt sinngemäß, dass „...jedes Mal, wenn wir einem Kind etwas aneignen, das es für sich selbst hätte entdecken können, wir ihm die Chance nehmen es vollkommen zu verstehen“. Im Kontext staatlicher Erziehung – Heim – spielen solche Erkenntnisse kaum eine Rolle. Mehr noch als im normalen Familienalltag ist der Heimalltag bis ins letzte Detail durchstrukturiert, es handelt sich hier schließlich um eine Arbeitswelt, um Arbeitsabläufe, um feste Arbeitszeiten, um fremddefinierten Erfolg und Misserfolg, um Gewinn und Verlust. Die Persönlichkeiten der Kinder bilden in diesem Arbeitsprozess den zu bearbeitenden Gegenstand. In der pädagogischen bzw. psychologischen Literatur wird dieser Zusammenhang selten benannt. Stattdessen weiß man über schwierige Kinder, also Kinder, die dem System der Zeiteinteilung Schwierigkeiten bereiten, zu sagen, dass diese vor allem eines brauchen, nämlich Struktur und immer wieder Struktur. Indem jedoch der Begriff „Struktur“ weitgehend abstrakt bleibt, läuft die Praxis meist darauf hinaus den Strukturen des vorgefundenen Systems eine Naturwüchsigkeit zuzuschreiben und sich dem unhinterfragt unterzuordnen.

Ein Kind, welches mit Stolz präsentiert, dass es die Uhr lesen kann, hat noch längst keine Vorstellung davon, was eine Uhr repräsentiert. Die Frage nach dem „Wann“ taucht erst auf, nachdem sich für das Kind die Bedeutung von „Wer“ und „Wie“ und später „Warum“ längst erschlossen hat. Und es braucht seine Zeit, um dieses „Wann“ vollständig zu verstehen. „Wann sind wir Zuhause?“ Eltern wissen um die Tragik dieser Frage, weil sie sie kaum beantworten können. Wenn ein kleines Kind diese Frage stellt, weil es keine Lust mehr hat, im Auto zu sitzen, dann ist jede Antwort unbefriedigend. Bekommt das Kind zu hören, dass es noch eine Stunde dauert, so wird es nach 10 Minuten erneut fragen. Auch unser ungeduldiges: „Wir sind gleich da“ wird das Kind kaum befriedigen können. Kinder sträuben sich dagegen, von der Zeit beherrscht zu werden. Sie eignen sich Zeit an, *unsere* Zeit, um sich *ihre* Bedürfnisse nach Zuwendung und Sicherheit, Versorgung, Zugehörigkeit und Befriedigung der Neugier zu sichern. Sie treten damit in Konkurrenz zu denen,

die sich *unsere* Zeit zwecks Kapitalvermehrung aneignen müssen. „Biografische Brüche“ entfalten sich in den Momenten, in denen das Kind seiner (selbstangelegenen) Zeit zur Absicherung der für ihn existentiellen Bedürfnisse, mit einem Wort, der ihm zustehenden Liebe, abrupt beraubt wird.

Als ich mich im Fahrzeug der Fürsorge neben einer freundlichen Frau befand, da wusste ich intuitiv, dass die Frage: „Wann sind wir zu Hause?“ vollkommen überflüssig ist. Von da an verhüllen sich meine Erinnerungen in einen dichten Nebel, der hin und wieder durch erschreckend klare Details durchbrochen wird. Das ist das Symptom meines „biografischen Bruchs“. Ich kann mich deshalb auch nicht an ein *Heimweh* erinnern. Dafür gab es auch keine Zeit, denn nun kam es darauf an, sich in einem System zu bewegen, in dem man ständig auf der Hut vor willkürlich ausbrechender Gewalt sein musste, deren Sinn sich einem beim besten Willen nicht erschließen konnte. Es gab kaum Momente für Gedanken an die Familie in dieser Struktur, und das war im gewissen Sinne, so abartig es klingen mag, auch gut so, weil es notwendig war. Verdrängung wird zur Überlebensstrategie.

Die Fahrt in diese Hölle war wohl der erste Moment in meinem Leben, in dem ich in diese innere gedankenleere Starre verfiel, die mich noch lange begleiten sollte, als würde ich bereits gehnt haben, was auf mich zukommt. Details tauchen bis heute gelegentlich auf. In der Regel sind es Details, die mir meine Entwürdigung und meine Ohnmacht ins Gedächtnis rufen. Ich weiß dafür bis heute nicht genau, wie lange ich im Heim war, auch nicht, wo sich dieses Heim befand. Therapeutische Erfahrungen sowie Recherchen gaben mir aber einige größere Bruchstücke aus dieser Zeit zurück, sodass sich ein gewisser Rahmen für mich ergeben hat, in dem ich meine persönliche Aufarbeitung einordnen kann. In meiner Herkunftsfamilie konnte ich über das Thema nie reden, zu groß sind die Scham und das Schuldempfinden.

Nach allem, was ich bisher rausfinden konnte, war ich irgendwann zwischen dem fünften und dem achten Lebensjahr interniert. Die Internierungsanstalt befand sich vermutlich in Niedersachsen und trug den Namen „Rübezahl“, ein ehemaliges Internierungslager für Kriegsgefangene und Außenlager des KZ Buchenwald. In den diversen Beschreibungen von ehemaligen Heimkindern stimmen die Beschreibungen für diesen Ort am ehesten mit meinen Erinnerungen überein bzw. haben diese Beschreibungen viele Erinnerungen in mir geweckt.<sup>6</sup> Nach mei-

6 Siehe dazu auch: <http://holzen-kinderheim-rubezahl-perversion-christlichen-auftrags.over-blog.de/article-28254599.html>

ner *Heimkehr* und bis heute ist es mir nie mehr recht gelungen, die emotionale Nähe zu den Mitgliedern meiner Herkunftsfamilie herzustellen, die ich zuvor hatte und die ich mir stets zurückgewünscht habe.

Jedes Mal, wenn es Probleme gab, und die gab es aufgrund meiner inneren Unruhe und meiner latenten Aggressivität ständig, verfiel ich erneut in diese Starre, zu Hause wie in der Schule. Es gibt kein Zeugnis, in dem dieses Verhalten nicht beschrieben wurde: „Er stört durch lautes Reden und verbreitet Unruhe. Wird er ermahnt, dann stellt er sich taub.“ In der Wahrnehmung der Lehrer hieß das: Aggressivität gepaart mit Ignoranz. Insbesondere trat diese Starre immer dann ein, wenn mir von meiner völlig überforderten Mutter oder dem Lehrer mit der Rückführung ins Heim gedroht wurde. Heute überkommt mich die Starre gelegentlich, wenn sich bei mir Verlustängste einstellen. Wenn es über mich kommt, dann kann ich mich trotz unzähliger Stunden der Selbstreflexion kaum dagegen wehren. Identitätsstörung, Hyperaktivität, Dissoziation, Autismus, so könnten heute die Diagnosen für mein Verhalten als Kind und Jugendlicher lauten. Ich nenne das den (vorübergehenden) Verlust meines Selbst in Folge einer mir auferlegten brutalen Fremdbestimmung. So begreife ich meinen „biografischen Bruch“. Im Großen und Ganzen muss ich feststellen, dass dieser „biografische Bruch“ meine Persönlichkeitsentwicklung, meine Menschwerdung wesentlich mehr beeinflusst hat als alle anderen typischen Merkmale der Heimerziehung zusammen. So betrachtet hat der ständige Versuch der Manipulation „...gemäß den Anleitungen des menschenfeindlichsten Behaviorismus“ (Zahl)<sup>7</sup> doch seine Spuren hinterlassen. Immerhin aber nicht derart, wie Staat und Kirche es sich vorgestellt haben, gemäß deren Auftrag die Täterinnen, die ich zynischerweise als „Schwestern“ anreden musste, dann handelten. Meinhof und Mannschatz behalten in meinem Fall auf jeden Fall beide Recht: Im Heim zeigte sich mir der Staat, wie er sich Erziehung vorstellt – die Erziehungswirkungen blieben jedoch aus und schlugen zuweilen gar in ihr Gegenteil um. Mein „biografischer Bruch“ ist bis heute in einem tiefsitzenden inneren Bruch mit dem herrschenden System des (Lebens-)Zeitdiebstahls umgeschlagen. Überall, wo ich hinschaue, gerade auch in meinem beruflichen Umfeld, kann ich dafür noch täglich Begründungen finden, denn unsere Gesellschaftsstruktur produziert überall und ständig gebrochene und zerbrochene Lebensläufe – nicht nur im Heim.

7 Peter Paul Zahl, „Die Zerstörung der Mitmenschlichkeit: Lumpen im Schließfach“, Kursbuch 44, Berlin 1976, S. 168.

Die Sozialpädagogik kennt neben den „biografischen Brüchen“ noch weitere Merkmale der Heimerziehung. Dazu gehören Sanktionen, Funktionalisierung von Beziehungen, Aussonderungserfahrungen, Zukunftsängste und ein gestörtes Elternbild. (vgl. Wolf u.a.)<sup>8</sup> Da all diese Leidensursachen in mehr oder weniger ausgeprägter Form für die meisten Menschen in unserer Gesellschaft gelten, sollte es deshalb auch grundsätzlich den meisten Menschen gelingen, auch ohne besonders große empathische Anstrengungen, sich vorzustellen, was das unter den extremen Bedingungen der Heiminternierung für die ausgelieferten Kinder und Jugendlichen bedeutet. Alle diese Merkmale sind dabei als systemimmanent zu betrachten, völlig gleichgültig, ob sich das System „Heim“ hinter eine vermeintlich sozialistische oder eine vermeintlich christliche oder sonst eine Ideologie verschantzt. Zu all diesen Merkmalen wurde bereits viel geschrieben, aus diesem Grund möchte ich mich auch nicht weiter über die Sanktionen, das Gebrüll, die Schläge, die Nötigungen und Erniedrigungen, die Angst, dem Ekel, die ohnmächtige Wut und deren Folgen auslassen. Ich möchte hier lediglich ein Detail aus meiner Heimerfahrung herausgreifen, weil es sich ganz gut in den vorliegenden Gesamtzusammenhang zu fügen scheint.

Wenn im Schlafsaal das Licht ausgelöscht wurde, dann hatte es still zu sein. Die Angst, aber auch die Neugier und die Lust auf unbeobachtete Kommunikation, welche die Dynamik im Schlafsaal bestimmten, sorgten jedoch für so viel Spannung, dass die verordnete Stille kaum durchzuhalten war, obwohl jedes Kind wusste, dass ein Hinwegsetzen über die Regeln harte Sanktionen nach sich ziehen konnte, sofern man sich erwischen ließ. In der Regel munterte man sich des Nachts flüsternd durch Gruselgeschichten, Witze oder andere Albernheiten auf. Beim Lachen verschwand man unter die geräuschkämpfende Bettdecke. Die Diakonissen hatten eines Tages beschlossen, uns mit dem „Trullala“ von der „schwäbschen Eisenbahn“ unseren grauen Alltag etwas zu erhellen. Die Melodie war bereits den meisten bekannt und so trullerten wir beim täglichen Spaziergang durch den Wald gemeinsam vor uns hin. Im Schlafsaal wurden die täglichen Ereignisse stets auf Kinderweise reflektiert. Ein etwas älterer Junge, der offenbar in seiner Familie ebenfalls den Geist des Kalten Krieges aufgeschnappt hatte, gab nun leise singend, vom eigenem Gekicher ständig unterbrochen, den Reim wider, den sich seine Leute auf den kalten Krieg im Ländle machten, und zwar so:

<sup>8</sup> Wolf/Graßl/Romer/Vierzigmann/Wieland, „Heimerziehung aus Kindersicht“, Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e.V., München, 2000

Mit der schwäb'schen Eisenbahn  
Kommt der Chrustschow angefahr'n  
Mit 'ner Bombe unterm Arm  
Das bedeutet Kriegsalarm  
Alle rennen in den Keller  
Adenauer noch viel schneller  
Und der kleine Willy Brandt  
Ist um ganz Berlin gerannt

Mich entzückte und amüsierte das dermaßen, dass ich mich vor Lachen kaum einkriegen konnte. Nicht, weil ich diesen Reim seinerzeit auch nur ansatzweise inhaltlich verstanden hätte, sondern, weil er mich bezüglich bestimmter Reizwörter an die gutlaunige Pose meines Großvaters erinnerte. Außerdem mögen Kinder Dinge, die ihnen absurd erscheinen, sofern diese nicht angstbesetzt von den Erwachsenen übertragen werden. Weil ich auch einiges aufgeschnappt hatte, rief ich altklug in den Saal: „Adenauer Mauerbauer!“ Die Tür zum Schlafsaal flog auf und ein grelles Neonlicht holte uns allesamt zurück in die harte Realität. Ich wurde schnell als Rädelsführer ausgemacht, aus meinem Bett gezerrt und ausgezogen, ohnehin war mein Pyjama vor Schreck schon vollgepisst. Schwester Ilse und einige ihrer Lakaien trieben alle aus ihren Betten und dann ging's ab in den Waschraum. Dort wurde ich vor versammelter Mannschaft unter lautem Gejohle von der Ilse mit dem kalten Wasserschlauch bearbeitet, bis ich wimmernd und heulend zusammengekauert auf dem kalten Boden lag. Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, dass die Schwestern mich für den Inhalt meiner Aussage bestrafen, möglicherweise hatten sie gar nichts mitbekommen von meinen unbewusst oppositionellen Äußerungen. Vielleicht geschah alles nur, weil sie die Unruhe im Schlafsaal unterbinden wollten. Auszuschließen ist das vor dem Hintergrund der damaligen Zeit aber nicht, zumal der Glaube an die „Erbsünde“ in einem Heim mit christlicher Prägung Programm gewesen war/ist (?) und ich als Erbe gottesferner Kommunisten galt. An dieser Stelle kam aber für mich die pädagogische Einsicht von Mannschatz zum Tragen. Die Erziehungswirkungen dieser Aktion „verzwegten“ nämlich in diesem Fall. Immer, wenn ich heute diese Reime oder auch nur diese blöde Melodie höre, dann muss ich innerlich grinsen. Von dem ganzen Spektakel hat sich das Ereignis unmittelbar vor der kalten Dusche, gegen jede Angsterfahrung als der entscheidende Moment in meinem emotionalen Gedächtnis verankert. Es war lustig! Das, und nicht die Strafe war das Besondere an diesem Ereignis. Strafen sind eben irgendwann nichts Besonderes mehr. Zudem konnte ich schon damals spüren, dass das Gejohle meiner Kameraden nicht gegen mich gerichtet war, sondern bloß ihre eigene Angst zum Ausdruck gebracht hat – aber auch ihre (Schaden-)

Freude darüber, dass ich mich als „Aufwiegler“ erwischen lassen habe und es nur deshalb keine Kollektivstrafe gab, das ließ man mich halt spüren. Im Heim gilt: Du musst, um psychisch zu überleben, um dich lebendig zu fühlen, ständig die Regeln durchbrechen. Aber du darfst dich dabei nicht erwischen lassen.

Dieses Lebensgefühl als Gefühl der Lebendigkeit hatte seinerzeit Ulrike Meinhof in ihren Recherchen aufgespürt und beschrieben. Dadurch wurde sie zu einer Art Ikone für viele renitente Heimkinder der 70er Jahre. Schade nur, dass ihr Mitgefühl für die „Unterdrückten dieser Erde“ trotz ihrer tiefen Einsicht in die Strukturen dieser Gesellschaft, welche die Unterdrückung erst ermöglichen, umgeschlagen ist in einen personifizierten Hass gegen einige „Charaktermasken“ des Systems und somit der radikale Kern ihrer Gedanken verloren ging.

Mitte der 90er Jahre kam zu mir eine Familie aus der ehemaligen DDR in die Beratung. Die alleinerziehende Mutter von 4 Kindern hatte als Kind und Jugendliche die Heime des „realen Sozialismus“ kennenlernen müssen. Das letzte Jahr ihrer Internierung verbrachte sie im berüchtigten „Jugendwerkhof“ Torgau. Während wir an der Aufarbeitung ihrer Geschichte arbeiteten, kam mir vieles aus meiner eigenen Geschichte wieder ins Gedächtnis. Aus der Familientherapie wurde schließlich eine gemeinsame Aufarbeitung mit persönlichen und politischen Aspekten. Wir kämpften in diesem Prozess gemeinsam und erfolgreich für die „Rückführung“ ihres ältesten Sohnes, der sich, nach einem Aufenthalt in der Kinder- und Jugendpsychiatrie, in „stationärer Unterbringung“ befand. Wir konnten uns im Laufe unserer Arbeit sowohl sinnlich als auch gedanklich ein tiefes Verständnis von der in Vergessenheit geratenen Parole: „Das Persönliche ist politisch.“ aneignen. Bis heute sind wir in Freundschaft miteinander verbunden.

Ein Teil unserer Arbeit bestand darin, eine finanzielle Entschädigung für die Mutter durchzusetzen. Ich konnte das aus voller Überzeugung mittragen. Die finanzielle Not, in der sich diese Familie befand und die ein weiterer wichtiger Grund für deren psychisches Leid darstellte, bot alle Rechtfertigung dafür, sich für eine finanzielle Entschädigung einzusetzen, die diese Not zwar nicht aufheben konnte, aber zumindest half, den Schuldenberg zu reduzieren: 375€ pro Monat in Torgau für ein Verbrechen an ihrer Persönlichkeit, dass eigentlich überhaupt nicht finanziell zu entschädigen ist.

Die „Aufarbeitung“ der Heimgeschichte in Ost und West läuft parallel zur Praxis der immer noch bestehenden „geschlossenen stationären Einrichtungen für Kinder und Jugendliche“, wie es im Jugendamtsjargon so schön heißt, und die zudem durch neue Skandale ständig überschattet wird (siehe hierzu die jüngst an die Öffentlichkeit vorgedrungenen Zustände in der „Haasenburg“). Vor diesem

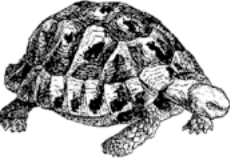
Hintergrund sind die Betreiber geschlossener Heime und deren Lobby aufgefordert, sich einer kritischen Aufarbeitung der gesamtdeutschen Heimerziehung zu stellen. Dazu passen auch die Projektionen und Angriffe, die sich derzeit einseitig gegen die ehemaligen Verantwortlichen für die Heimerziehung in der DDR richten, Torgau ist mittlerweile immerhin eine Gedenkstätte. Wie am Pranger hängen dort die Fotos von Margot Honegger und Eberhard Mannschatz, die persönlich für das Leid unzähliger Betroffener verantwortlich gemacht werden. „Nicht die Deutschen, die Kommunisten sind’s gewesen!“ Mich erinnert das allzu sehr an die o.g. Botschaft an die Deutschen, die ich aus meiner Kindheit kenne: „Nicht ihr ward es, die Nazis sind’s gewesen.“ In der vorherrschenden Gleichstellung von Nazifaschismus und DDR-Diktatur als sog. Totalitarismus-Theorie findet diese Botschaft aus dem „Kalten Krieg“ ihre moderne Variante, die wie immer nichts anderes zum Zweck hat, als das System hinter der gesellschaftlichen Praxis zu verschleiern. Niemand dieser offiziellen Geschichtsdeuter kommt deshalb auf die Idee, etwa in einer ehemaligen Erziehungsanstalt der alten BRD, z.B. dem Heim „Rübezahl“, eine „Gedenkstätte“ zu errichten, samt Foto-Pranger mit den Personen, die bis zur Auflösung der alten Heimstruktur in der BRD Verantwortung getragen haben: die Familienminister Franz-Josef Wuermeling, Bruno Heck, Aenne Brauksiepe und Käthe Stobel sowie die damaligen Vorstandsmitglieder der „Inneren Mission“ der evangelischen Kirche und die Betreiber des Heimes. Solange die Auseinandersetzung diese einseitige Form behält und nebenher die Revision der Errungenschaften der „Heimkampagne“ der 1970er Jahre betrieben wird, bleibt jede Aufarbeitung ohne Konsequenzen. Es werden folglich weiterhin Leben unnötig beschädigt. Eine „Entschädigung“ für die sich zu Recht als Opfer wahrnehmenden ehemaligen Heimkinder der alten BRD *und* der DDR wird sich deswegen auch weiterhin auf finanzielle Abfindungen reduzieren lassen. Das mag für die nicht wenigen unter ihnen, deren Biografie sie vom Heim in einen miesen Job oder in den Knast oder beides und so letztlich in die Armut geführt hat, ein kleiner Trost sein. Sehr viele Betroffene nehmen, wie ich, zum Glück für den Fiskus, aber vor allem aus guten Gründen für sich selbst, keine finanzielle Abfindung in Anspruch. Abgefunden wird man, wenn man entlassen wird, damit kann man sich abfinden oder auch nicht. Damit entlässt sich die Herrschaft aber zugleich aus ihrer Verantwortung. Zudem kann der Staat nicht wirklich die Deformationen entschädigen, die er hat anrichten lassen. Entschädigen können sich die Betroffenen nur selbst und nur mit Hilfe von Solidaritätserfahrungen im politischen und vor allem persönlichen Bereich.

## Literatur

- Bringuier, Jean-Claude/Piaget, Jean 1996: Im Allgemeinen werde ich falsch verstanden. Hamburg
- Kinderheim Rübezahl: Online unter: <http://holzen-kinderheim-rubezahl-perversion-christlichen-auftrags.over-blog.de/article-28254599.html>
- Marx, Karl 1972: Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie, MEW Band 1. Berlin
- Meinhof, Ulrike-Marie 1971: Bambule: Fürsorge, Sorge für wen? Berlin
- Piaget, Jean 1974: Die Bildung des Zeitbegriffs beim Kinde. Frankfurt a.M.
- Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften 2008, Bd. 97, Berlin
- Wensierki, Peter 2006: Schläge im Namen des Herrn. München
- Wolf/Graßl/Romer/Vierzigmann/Wieland 2000: Heimerziehung aus Kindersicht. München
- Zahl, Peter-Paul 1976: Die Zerstörung der Mitmenschlichkeit – Lumpen im Schließfach, Kursbuch 44. Berlin

Vadim Riga, E-Mail: [aufheben@online.de](mailto:aufheben@online.de)

express



Niddastraße 64, 60329 FRANKFURT  
Tel. (069) 67 99 84  
**express-afp@online.de**  
[www.express-afp.info](http://www.express-afp.info)

Ausgabe 7-8/13 u.a.:

- Michael Fütterer: »Weste: weiß, Papier: geduldig«, zum Kampf um bessere Arbeitsbedingungen in der Bekleidungsindustrie in Bangladesch
- Edwin Schudlich: »Maredo macht Spaß«, erfolgreich in der Niederlage – zum Ausgang des Konflikts
- »Keine Pause in Sicht«, ein Interview mit Mechthild Middeke über die Streiks der Amazonier
- Michael Wendt: »Wo steckt der Kapitalismus?«, zur Kontroverse um die Privatisierung von Krankenhäusern
- Suzanne Adely / Immanuel Ness: »Dharna gegen Ausbeutung«, indische AutoarbeiterInnen kämpfen für ihre Basisgewerkschaft und für die Freilassung von Gefangenen
- Wolfgang Völker: »Bewegung, Bündnis, Buckelkatze«, über Harald Rein: »1982-2012. Dreißig Jahre Erwerbslosenprotest«

O Probelesen! 4 aktuelle Ausgaben zum Preis von 10 Euro (gg. V.k.)

43. Jahrgang · Nr. 3 · September 2013 · H20729

PROKLA 172

Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft

Gesellschaftstheorie III:  
Kontroversen

**Alex Demirović**  
Kritische Gesellschaftstheorie: Analyse der Kräfteverhältnisse oder Zeitdiagnose – mit einem Seitenblick auf die Beiträge von Slavoj Žižek

**Etienne Schneider**  
Gesellschaftliche Totalität und die Pluralität gesellschaftlicher Widersprüche

**Dorothea Schmidt**  
Fordismus: Glanz und Elend eines Produktionsmodells

**Stefan Beck und Christoph Scherrer**  
Die Finanzialisierungslücke der Varieties of Capitalism

**Peter Streckeisen**  
Praxis und Form: Ökonomiekritik mit Marx und Bourdieu

**Hanno Pahl**  
Aufstieg und Niedergang einer wirtschaftswissenschaftlichen Wahrheit  
Reinhart und Rogoff's Artikel Growth in a Time of Debt

**Urs Müller-Plantenberg**  
Der andere 11. September und die Folgen: 40 Jahre nach dem Putsch in Chile

**Herbert Panzer**  
Regimedominierte Zahlensakkumulation – vom Umgang mit ökonomischen Kategorien und ihren Größen

**Thomas Sadowski**  
Das Finanzdominierte Akkumulationsregime: Replik zu den Kritiken von Herbert Panzer und Joachim Becker



## PROKLA

Zeitschrift für kritische  
Sozialwissenschaft

Einzelheft € 14,00  
ISSN 0342-8176

Eine der wichtigsten theoretischen Zeitschriften der parteiunabhängigen Linken, deren Beiträge noch nach Jahren lesenswert sind. Keine Tageskommentare, kein Organ einer Partei, kein journalistisches Feuilleton: eher eine Anregung zum gründlichen Nachdenken über den eigenen Tellerrand hinaus.

Die PROKLA erscheint viermal im Jahr und kostet im Abo jährlich € 38,00 (plus Porto) statt € 56,00. AbonnentInnen können bereits erschienene Hefte zum Abo-Preis nachbestellen. Das Abo kann jeweils bis acht Wochen vor Jahresende schriftlich beim Verlag gekündigt werden.

Prokla 172  
Gesellschaftstheorie III:  
Zeitdiagnosen

PROKLA 171  
Demokratie und Herrschaft,  
Parlamentarismus und Parteien

PROKLA 170  
Soziale Kämpfe in Afrika

PROKLA 169  
Finanzierung, Konzentration,  
veränderte Unternehmensformen

PROKLA 168  
Die EU und der Euro in der Krise

PROKLA 167  
Perspektiven der  
Gesellschaftskritik heute

PROKLA 166  
Deutschland – Krisengewinner?

PROKLA 165  
Gesellschaftstheorie im  
Anschluss an Marx

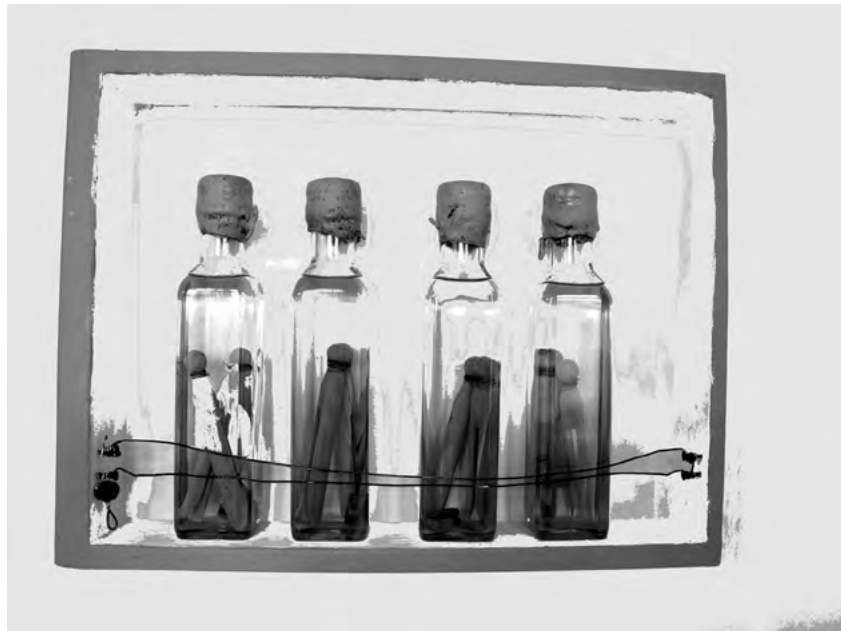
PROKLA 163  
Sparen und Herrschen

PROKLA 162  
Nie wieder Krieg?

PROKLA 160  
Kulturkämpfe

**WESTFÄLISCHES  
DAMPFBOOT** 

e-mail: [info@dampfboot-verlag.de](mailto:info@dampfboot-verlag.de)  
<http://www.dampfboot-verlag.de>



Friedemann Affolderbach & Uwe Hirschfeld

## Enteignete Erfahrung?

Ein Gespräch zur Politik der Erinnerung an die DDR

*Uwe Hirschfeld:* Lieber Friedemann, du hast dich, beruflich wie auch biografisch, schon viele Jahre mit Fragen der Geschichte beschäftigt, auch mit der Geschichte der DDR. Was war jetzt der Anlass, dass du dich erneut damit auseinandergesetzt hast?

*Friedemann Affolderbach:* Der ursprüngliche Ausgangspunkt war die Frage der geschlossenen Unterbringung in der DDR und der damit zusammenhängende offene Brief von Lutz Rathenow.

*UH:* Also der Anlass war ein Brief, eine Auseinandersetzung, wo ein Opfer des repressiven Erziehungssystems der DDR, zu dem an prominenter Stelle auch der geschlossene Jugendwerkhof in Torgau gehörte, festgestellt hat, dass in einem Buch, was in ihrem Studium verwendet wurde, Eberhard Mannschatz zu Wort kam. Ein Buch, was nach DDR-Zeiten erschienen ist, wo er sich auch reflexiv und durchaus selbstkritisch mit der geschlossenen Unterbringung in der DDR auseinandersetzt. Was spricht eigentlich gegen dieses Missbehagen des Opfers eines DDR-Erziehungssystems zu sagen, da ist sie nicht mit einverstanden, wenn so etwas publiziert wird und als Text in Lehrveranstaltungen verwendet wird?

*FA:* Aus Sicht eines Opfers, wenn es ein Opfer aus Torgau wäre und artikuliert, dass es ein Problem hat mit Eberhard Mannschatz und seiner damaligen Funktion, mit den Ideen, die damals in Bezug auf geschlossene Unterbringung gesponnen, entwickelt und durchgesetzt worden sind, würde ich sagen, spricht nichts dagegen, das zu kritisieren. Mein Problem daran war, dass es erstens kein Opfer aus Torgau ist, was dort spricht<sup>1</sup>, und zweitens, dass sich die Debatte in so

---

<sup>1</sup> Angestoßen wurde die Debatte durch Evelyn Zupke. (Vgl. hierzu z.B. einen Beitrag in der FAZ unter: <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/ddr-heimerziehung-lassen-sie-uns-darueber-reden-11788612.html>; zuletzt eingesehen, am 16.05.2013). Sie ist bekannt als Mitglied der ehemaligen DDR-Opposition. In diesem Zusam-

einer Dynamik von Leuten entfaltet hat, die alle in einer Stellvertreterfunktion *für* die Leute in Torgau sprechen und *über* deren Erfahrungen sprechen. Dabei verschwinden aus meiner Sicht die Erfahrungen der Opfer, deren persönliche Geschichte letztlich nur auf Torgau reduziert wird. Also interessant wäre es ja auch, zu erfahren, was z.B. mit den Leuten passiert ist nach Torgau. Wie sind sie da mit ihrem Leben klargekommen, was ist davor gewesen, was hat dazu geführt, dass sie dorthin gekommen sind etc. Es stellt sich hiermit auch die Frage nach der Rolle und Funktion z.B. von Opfern als Zeitzeugen.<sup>2</sup> Das ist alles in

---

menhang ist sie Opfer des Stalinismus und von Repressionen in der DDR geworden. Heute ist sie als Zeitzeugin aktiv und berichtet über ihre damaligen Eindrücke und Erfahrungen. (Vgl. Zeitzeugenbüro im Internet unter: <http://www.zeitzeugen-buero.de/index.php?id=detail&zpp=56>; zuletzt eingesehen, am 16.05.2013). Soweit mir bekannt ist, war sie selbst als Kind oder Jugendliche nicht im Torgauer Jugendwerkhof untergebracht.

- 2 Auf diese Problematik der Erinnerung, Funktion und Instrumentalisierung von Zeitzeugen hat beispielsweise Aleida Assmann hingewiesen. Sie hebt eine Besonderheit hervor, die gerade auch für den hier diskutierten Kontext von großer Bedeutung ist. Unter Bezugnahme auf Maurice Halbwachs und seine Überlegungen zum kollektiven Gedächtnis, schreibt sie: „Erinnern [...] ist keineswegs eine rein subjektive und innerliche Angelegenheit, sondern setzt immer schon mögliche Adressaten und soziale Instanzen der Bestätigung, Ergänzung oder Korrektur der Erinnerung voraus. [...]“ (2007, S. 34, Auslassungen F.A.). An anderer Stelle verweist sie deshalb darauf, dass Zeitzeugen ihre Erinnerung „in einen sei’s rechtlichen, sei’s religiösen, sei’s politischen, (oder auch fachlichen, Einlassung F.A.), aber immer öffentlichen Raum“ stellen (2007, S. 47). Hierzu ist anzumerken, dass eben gerade das Öffentliche in der bürgerlichen Gesellschaft ein besonders umkämpftes Gebiet darstellt und als ein wesentliches Mittel zur Erzeugung von Hegemonie gilt (vgl. zur Problematik Öffentlichkeit grundlegend Alex Demirović 1997 oder auch Oskar Negt und Alexander Kluge 1972). Im Kontext von Öffentlichkeit übernehmen Zeitzeugen z.B. eine „zweifache Vermittlungsfunktion: Zum einen vermitteln sie zwischen Vergangenheit und Gegenwart durch ihre individuelle Erinnerung und das verkörperte Wissen vergangener historischer Ereignisse. Zum anderen sind sie eine Instanz zur Herstellung von Authentizität und Unmittelbarkeit“, gleichzeitig ist hier auch der Anknüpfungspunkt für Instrumentalisierungen zu finden, indem durch die „erreichte Individualisierung von Geschichte“ auch die „Durchsetzung von Geschichtsbildern“ erfolgen kann (Christian Ernst u. Peter Paul Schwarz 2012, S. 33). Aleida Assmann spricht außerdem von vier Formen der Zeugenschaft, den juristischen, religiösen, historischen und moralischen Zeugen (2007, S. 35-46). Die Überzeugungskraft eines „moralischen Zeugen“ speist sich aus seiner „körperliche(n) Präsenz“ die „Verletzung menschlicher Würde“ präsentiert und sich als „ethischer Appell an eine nicht festgelegte moralische Gemeinschaft“ richtet (Christian Ernst

meiner Wahrnehmung in dem öffentlichen Diskurs hinten runter gefallen oder es ist instrumentalisiert worden, um ein bestimmtes Bild der DDR zu zeichnen. *UH*: Kannst du das noch genauer sagen, wie weit instrumentalisiert, von wem? Welches Bild von DDR wurde da gezeichnet?

*FA*: Instrumentalisiert von Opferverbänden oder eben dem Stasi-Beauftragten und ehemaligen Bürgerrechtlern bzw. Oppositionellen, die sich in diesen Diskurs eingeklinkt haben und deren DDR-Vorstellung völlig klar ist: die DDR war eine Diktatur und spezifischer Ausdruck der Diktatur sei eben diese Form der geschlossenen Unterbringung gewesen.

*UH*: Warum ist das so ein Problem für dich, wenn man sagt, die DDR war eine Diktatur und da ist so ein geschlossener Werkhof mit einer geschlossenen Unterbringung, wo es anerkanntermaßen sehr brutal und menschenunwürdig zugeht?

*FA*: Es ist ein Problem für mich, weil es vergleichbare Formen der Unterbringung auch in der Bundesrepublik gab, also nicht nur in der DDR. Wenn man versucht, sozusagen über die Form der geschlossenen Unterbringung die DDR zu erklären oder das als Beweis dafür anzuführen, dass die DDR eine Diktatur gewesen sei, ist das zu kurz gedacht. Also entweder man versteht unter einer Diktatur ein etwas größeres Bild, wo das ein Baustein sein kann, dann ist für mich aber gleichzeitig heute zu fragen: „Was lerne ich aus den Erfahrungen von damals?“

*UH*: Also die Instrumentalisierung zeigt sich darin, dass es eigentlich gar nicht um die geschlossene Unterbringung ging, sondern dass diese nur als ein Indiz verwendet wurde, um deutlich zu machen, wie menschenunwürdig der ganze Staat DDR war. Dazu passt dann auch, dass Eberhard Mannschatz ja selber gar nicht in Torgau gearbeitet hat. Kannst du noch etwas über ihn und über seine Rolle sagen?

*FA*: Soweit ich etwas über Eberhard Mannschatz gelesen habe, dies sind einerseits Medien, bei denen für mich die Quellen etwas unklar bleiben, wie etwa in zahlreichen Zeitungsartikeln, und andererseits seine Selbstaussagen über seine beruflichen Positionen und Sichtweisen. Demnach war er in der Position als Abteilungsleiter für Jugendhilfe im Ministerium für Volksbildung der DDR tätig. Er war außerdem eine verantwortliche Person, die in diesem Zusammenhang Ideen zur Unterbringung von „schwierigen“ Jugendlichen und Kinder entwickelt hat. Dabei hat er auch an den Konzepten der Jugendwerkhöfe mitgearbeitet. Ich bin mir mit dem, was ich gelesen habe, nicht ganz sicher, aber wenn ich das richtig verstanden habe, hat er diese Form der Unterbringung auch schon

---

u. Peter Paul Schwarz 2012, S. 27, Einlassung F.A.) sowie „die Rolle des Opfers und des Zeugen in sich vereinigt“ (Aleida Assmann 2007, S. 42).

in der DDR kritisiert<sup>3</sup>, hat sich aber letztlich den Vorgaben gebeugt und ist verstummt. Dann ist in der Praxis eben das entstanden, worüber heute rückblickend so heftig diskutiert wird, das ist mein Problem.

*UH:* Warum ist das für dich ein Problem?

*FA:* Es ist für mich die Frage: „Wer hat für was eine Verantwortung in der Zeit gehabt?“ Und gleichzeitig ist es für mich ein Problem, dass er als ein ehemaliger Vertreter staatlicher Verwaltung zu DDR-Zeiten heute versucht, sich kritisch in einem Jugendhilfediskurs zu äußern. Und, ein bisschen böse gesagt, ist das für mich eine problematische Sache, dass sich Verantwortliche von damals heute über eine Geschichte äußern, die sie damals hegemonial mitgestaltet haben. Der schlimmste Fall ist es, wenn es kein reflexives Erzählen, ausgenommen bei Eberhard Mannschatz, sondern eine Art Schönreden des Umstandes gibt.

*UH:* Aber das ist es ja bei Eberhard Mannschatz nicht.

*FA:* Nein, das ist es bei Eberhard Mannschatz nicht. Vielleicht ist da auch noch eine andere Sache: wenn ich mir den Kontext ansehe, wo sein Text erschienen ist, es ist das Buch von Timm Kunstreich, ein Studienbuch zur Geschichte der Sozialen Arbeit, da finde ich den Text erstmal gut platziert. Allerdings kommen die Opfer selber nicht vor. Z.B. die Leute, die in Torgau zwangsuntergebracht waren, kommen mit ihren Erfahrungen in dem Buch selber nicht zu Wort. Dies wäre aber als ein für sich selbst stehendes Zeugnis, als Kontrast, als Gegenüber der Erzählung von Eberhard Mannschatz wichtig, quasi als eingebauter Widerspruch zur Förderung von Widersprüchen und Fragen. Dies ist auch deshalb von besonderer Bedeutung, da er in seinem Text im Buch von Timm davon spricht, dass er sich auch als Zeitzeuge<sup>2</sup> versteht und als Korrektiv auf die fachwissenschaftliche Diskussion zur Darstellung der Jugendhilfe in der DDR seinen Beitrag entwickelt.<sup>4</sup> Wenn man das jetzt allerdings in den Zusammenhang stellt, dass es eine reflexive Ebene ist, auf der versucht wird, die Form geschlossener

3 Beispielsweise verweist die FAZ in einem Artikel auf diesen Zusammenhang und bezieht sich auf diverse Briefe von Eberhard Mannschatz aus dieser Zeit (siehe FAZ im Internet unter: <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/jugendwerkhof-torgau-stalins-vermaechtnis-im-herzen-11726015.html>; zuletzt gesichtet, am 16.05.2012).

4 Vgl. hierzu Eberhard Mannschatz 2001, S. 244. Er beschreibt dort folgenden Zusammenhang: „In manche fachwissenschaftliche Darstellung der DDR-Jugendhilfe ist allerdings doch – nach meinem Eindruck und auch dem Eingeständnis einiger Autoren – eine gewisse „West-sicht“ eingesickert. Sie ist normal und in vollem Maße verständlich. Sie ist in vielen Fällen nicht vorgefasste Haltung, sondern gelangt aus der Rolle des Außenstehenden ins Spiel, der schlicht nicht dabei gewesen ist. Um so mehr sind wir als Zeitzeugen gefragt und gefordert, um im Disput oder einfach in

Unterbringung und die damit verbundene Brutalität zu verstehen, ist es eigentlich logisch, dass der Text so im Buch auftaucht. Es ist für mich nur problematisch, dass den Text ein Mensch schreibt, der in DDR-Zeiten in verantwortlicher Position tätig war, auch wenn er vielleicht schon damals gegenüber geschlossener Unterbringung skeptisch war, sich aber mit seiner Einlassung nicht durchsetzen konnte.

*UH:* Aber das ist nicht ausreichend, dass er heute glaubwürdig wäre?

*FA:* Genau.

*UH:* Warum nicht? Du hast ja interessante Überlegungen angestellt, warum es Opfern des Stalinismus oder Leuten, die in der DDR zu Schaden gekommen sind, schwer fällt, mit ehemaligen verantwortlichen Vertretern dieses Systems in einen produktiven Dialog zu kommen. Wenn du das nochmal skizzieren kannst?

*FA:* Vielleicht kann man das auch an mir selber festmachen. Mit den Unterdrückungserfahrungen, die man in der DDR gemacht hat, ist es tatsächlich schwierig, mit Menschen zu sprechen, die in bestimmten verantwortlichen Positionen waren, sei es meinetwegen der Stasi-Oberst, der mich verhört hat, oder die Schuldirektorin, die Lehrerin oder die Verantwortlichen in den Institutionen, die Entscheidungen, die von oben kamen, wiederum in einer eigenen Art und Weise umgesetzt haben. Man war dem ausgeliefert. Das ist eine nachhaltige Prägung. Wenn jetzt für Verantwortliche von damals die Möglichkeit einer Öffentlichkeit besteht, sie ihre Vorstellungen revidieren, rückblickend Positionen, Haltungen und Handlungen selbstkritisch betrachten, habe ich trotz besseren Wissens, dass sich Menschen verändern, das Gefühl, es nicht glauben zu können. Auf mich selbst bezogen ist es eine Folge repressiver Erfahrungen in der DDR, eine Verletzung, ein bleibendes Misstrauen gegen die Macht von früher. Dieses Misstrauen ist ambivalent, es macht mich innerhalb einer Linken oft sprachlos, aber ermöglicht auch kritische Fragen. Außerdem sehe ich, dass auch meine Geschichte dabei ein Stück infrage gestellt ist. Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn ich was erzähle, reduziert sich das auf die exemplarischen Beispiele, also: man ist von der Stasi verhört worden oder die Schikanen in der Schule. Diese Erzählungen sind Gleichnisse für die DDR. Sie präsentieren einerseits Geschichten, die mir tatsächlich widerfahren sind, es sind aber auch Bilder, die heute im öffentlichen Diskurs über die DDR präsentiert werden und diese erklären sollen. Dabei kann die Erzählung über die DDR aus meiner Sicht nicht stehen bleiben, weil ich auch andere Dinge erlebt habe. Wenn man jetzt

der Erzählung die Ecken und Kanten von „Ost- und West-sicht“ abzuschleifen und die Schilderungen dem wirklichen Geschehen wenigstens zu nähern.“



über Unterdrückungsformen spricht, müsste man z.B. auch über die Kirche und ihre Haltung in der DDR sprechen, über deren ethische und moralische Vorstellungen z.B. von Erziehung. Und wenn man sich eine Junge Gemeinde oder den Christenlehreunterricht in der Kirche von damals ansehen würde, dann sind da für mich keine fortschrittlichen pädagogischen Ideen zu finden, sondern im Gegenteil. Es ging weitestgehend um Auswendiglernen bis hin zu Repressionen in der Form, dass auch hier verlangt wurde, sich einer bestimmten Idee anzupassen, sich im Denken und mit dem Körper unterzuordnen. Das ist für mich durchaus vergleichbar, auf merkwürdige Art verzahnt mit der damaligen Ideologie des Staates. Das sind die zwei Sachen, und drittens habe ich immer das Gefühl, dass diese Momente wie eine Negativbeschreibung der Zeit sind, und diese Negativbeschreibung letztlich nahtlos an das Bild der Diktatur anknüpft: Negativ ist gleich Diktatur. Dabei bleibt das Leben damals, heute rückblickend, in einer negativen Wertung und droht, in einer Schleife steckenzubleiben. Da finde ich mich nicht wieder, weil es auch weite Strecken in meinem Leben und auch im Leben von vielen Leuten, die ich kenne, gab, die für sich sagen würden: „Nein, wir haben eigentlich in einer gewissen Form selbstbestimmt agiert, wir haben positive Erfahrungen gemacht, die im Widerspruch stehen zu diesen ausschließlich negativen Bildern.“ Die Frage ist: „Wie kann man diese negativen und positiven Bilder so ordnen, dass sie zu einer Balance finden und man sehen kann, das Leben in der DDR war so, aber auch so?“<sup>5</sup> Und wenn man das tut, bedeutet es auch, dass man Menschen wie Eberhard Mannschatz oder andere mit vergleichbaren Verantwortlichkeiten damals unter demselben Blickwinkel ansehen müsste, wie es Leo Kofler aus seiner Begegnung mit den Genossen erzählt

5 In meiner Auseinandersetzung mit der Thematik, ist mir aufgefallen, dass Teile der Geschichtswissenschaften, die von mir skizzierte Problematik in ihren theoretischen Reflexionen widerspiegeln. Konkret versuchen sie die Polarisierung der Totalitarismustheorien zu durchbrechen und ihre Aufmerksamkeit auf den Alltag von Menschen in Diktaturen zu richten. Hierbei sprechen sie z.B. wie Alf Lüdtke vom Eigensinn der Menschen. Eigensinn wird hier als ein Begriff benutzt, um die „Vieldeutigkeit, Unvermittelbarkeit, auch Unvereinbarkeit der Verhaltensweisen von einzelnen Akteuren – jenseits der Ein- oder Zuordnung in übergreifende Strukturen oder Logiken“ beschreiben zu können (vgl. Davis, Lindenberger, Wildt 2008, S. 19-22). Einen etwas anderen Versuch unternimmt Mary Fulbrook, indem sie versucht verschiedene Muster politischer Kultur unter den Bedingungen einer Diktatur wie der DDR herauszuarbeiten, für die sie Begriffe wie „Konturen der Herrschaft“, „Anpassung“, „Resistenz“, „Opposition“ oder „politischer Aktivismus“ nutzt (vgl. Fulbrook 1996, 2009). Im Ergebnis verdeutlichen sich verschiedenste Handlungsmuster und Möglichkeiten, die sich Menschen im Kontext diktatorischer Verhältnisse geschaffen haben.

hat, die ihn schwer gehasst haben für seine Kritik, indem er gesagt hat: „Wir haben keinen Sozialismus. Das ist nicht der Sozialismus, was wir haben, das ist Stalinismus.“ Er hat seine Überlegungen theoretisch begründet, dafür ist er ja dann auch angegriffen und aus der DDR ausgewiesen worden bzw. dann selber weggegangen. Aber das Entscheidende, für mich Interessante war, was er über diese Leute gesagt hat, die ihn angefeindet haben, dass es Idealisten seien und deren Dogmatismus das zentrale Problem sei, welches man kritisieren müsse, welches man theoretisch aufdecken müsse, damit andere vielleicht erkennen, dass deren Dogmatismus ein entfremdeter Versuch ist, die gesellschaftlichen Widersprüche, die eben auch in der DDR da waren, auszublenden oder zu überdecken. Gleichzeitig hat er über dieselben Leute gesagt, deren Dogmatismus sei nicht damit zu erklären, dass es charakterlose Leute sind.<sup>6</sup> Vielleicht kann man das im Hinblick auf Eberhard Mannschatz so übersetzen: es gibt eben Leute, die eine bestimmte Idee hatten und die Idee versucht haben, praktisch werden zu lassen, letztlich aber an den Widersprüchen der Praxis gescheitert sind. An diesem Punkt bohre ich weiter, wie Leo Kofler, frage mich nach der Funktion von Verantwortlichen damals und vermisse einen sicher sehr schmerzhaften Blick, den kritischen Blick auf die eigene Funktion mit ihren Widersprüchen und der problematischen Einbindung der eigenen Person in das Geflecht von Entscheidungsprozessen innerhalb der DDR.

UH: Ich würde gern noch einmal ein Stück zurückspringen und sagen, wie sich das für mich darstellt. Du hattest eingangs gesagt, dass diese Frau, die das Thema

6 Leo Kofler beschreibt seine Erfahrungen mit Menschen der Funktionärsschicht in der DDR so: „Das waren aber wenige; die übrige Funktionärsschicht handelte subjektiv idealistisch und sich aufopfernd. [...] Ich opfere mich für die Partei – und da kommst Du und willst uns belehren? Das war sein stärkstes Argument und dieses moralische Argument war zutreffend – aber eben leider nur ein moralisches, kein sachliches Argument. Gerade wegen dieses Idealismus waren und sind diese Funktionäre gefährlich für die Entwicklung des Sozialismus. Denn man kommt an sie durch Kritik nicht heran. Sie sind geschützt durch ihr moralisches Verhalten, durch ihre Integrität und durch ihre asketische Lebensweise; dies alles zusammen macht sie fast unangreifbar. [...] Aber ich betone: Ihr Dogmatismus und ihre Verbürokratisierung ist nicht mit Charakterlosigkeit zu verwechseln“ (1987, S.51-52, Auslassungen F.A.). Mit Charakterlosigkeit assoziiere ich Unmenschlichkeit. Unmenschlich ist für mich z.B. der Faschismus und seine Ideologie, jede Form von Menschlichkeit den Menschen abzutrainieren und so die menschliche Entfremdung auf die Spitze zu treiben. Die Haltung der Funktionäre, die Leo Kofler skizziert, richtet sich darauf, Menschlichkeit zu erzeugen, und deren Glaube, hierfür die gesellschaftliche Rahmung abschließend hergestellt zu haben.

mit Torgau angestoßen hat, was der Anlass für deine Auseinandersetzung war, instrumentalisiert wurde. Wenn du jetzt sagst, es gibt da so ein Unwohlsein, wenn ehemalige Funktionäre oder Leute, die in der DDR bestimmte Aufgaben und Verantwortungen hatten, sich jetzt mit der Sache auseinandersetzen und das auch durchaus kritisch und selbstreflexiv tun, dann erscheint mir das so, als ob diese Instrumentalisierung sich sehr viel weiter erstreckt, nicht nur auf dieses Einmalige und auf diese Person, sondern dass generell die Erinnerung an die DDR instrumentalisiert wird und dass du das auch für deine eigene Opfererfahrung so wahrnimmst, dass du dich nur dann äußern darfst, wenn du bestimmte Schemata bedienst, und dass die anderen Dinge, die damit aber für dich auch verbunden sind, keine Öffentlichkeit finden. Du machst die Erfahrung, dass deine ganze Biografie in der DDR, die eben auch teilweise Opfergeschichte ist, keine Öffentlichkeit findet, während andere, die damals schon Öffentlichkeit hatten, jetzt wieder Öffentlichkeit haben. Dass das ein Unwohlsein ausmacht, dass man das eigentlich nicht artikulieren kann, während andere, die damals verantwortlich waren, wieder Öffentlichkeit zugestanden bekommen, ist gut nachvollziehbar. Die Frage ist dabei, inwieweit diese Reflexivität und die kritische, selbstkritische Auseinandersetzung von relativ Wenigen, muss man ja auch sagen, die solche Möglichkeiten haben, nicht eine Chance darstellt, eine Öffentlichkeit auch für die anderen Erfahrungen zu schaffen. Siehst du da Möglichkeiten oder wirst du sagen: nein, das wird eher auch weiter dadurch minimiert, wenn man die sprechen lässt?

*FA:* Wenn man das am Menschen Eberhard Mannschatz festmacht, so würde ich schon sagen, dass auch die Möglichkeit bestünde, andere (kritische) Diskurse öffentlich zu machen oder zumindest erstmal Fragen auf den Tisch zu legen, die z.B. mit der Problematik „geschlossener Unterbringung“ verknüpft sind. Aber wenn ich den Brief von Lutz Rathenow lese, habe ich den Eindruck, dass der Brief sich eigentlich gegen mögliche weitere Fragen richtet, versucht, Schlussfolgerungen für die heutige Zeit zu unterbinden.

*UH:* Das heißt, die Angriffe auf Eberhard Mannschatz und Timm Kunstreich sind gar keine Angriffe, weil da irgendjemand die DDR schönreden würde, das tun sie ja beide nicht, sondern das sind Angriffe, weil die Gefahr besteht, dass da mit einem selbstreflexiven und kritischen, authentischen Denken weitere Fragen gestellt werden könnten, die die Gegenwart, oder zumindest die herrschenden Verhältnisse der Gegenwart, infrage stellen?

*FA:* Genau, so würde ich das sehen. In dem Diskurs wird bestimmt, wer in welcher Art und Weise legitimiert ist und über die Geschichte der DDR sprechen darf.

*UH:* Was wäre denn mit einer kritischen Beschäftigung mit der DDR-Geschichte für die Entwicklung einer demokratischen sozialistischen Politik anzufangen?

*FA:* Ich versuche das an einem Beispiel meiner Erfahrungen in einer Bauarbeiterbrigade zu zeigen. Das Verrückte an dieser Brigade war, dass es da auch um grundlegende soziale Fragen ging. Da waren z.B. drei schwere Alkoholiker dabei, und mit denen klarzukommen, das alltägliche Leben, die Arbeit auch miteinander irgendwie noch auf die Reihe zu bekommen. Das war permanentes Thema, ohne, und das ist der Punkt, dass sie zwangsweise ausgeschlossen worden sind. Das ist das eine. Das andere ist eine Erfahrung auch aus diesem Kontext. In der Brigade war ein überzeugter Nazi dabei, der war mein Vorarbeiter und damals schon 60 Jahre alt, also noch einer aus der ganz alten Zeit. Als Kind hat er das so erlebt und fand das toll, das hat er immer erzählt. Mein Chef, der hat sich als Antifaschist verstanden. Für ihn war das ein Tabu, in irgendeine Partei einzutreten, der war nie in der SED. Sein Punkt war der Antifaschismus und in der Frage waren die Leute sich letztlich einig und haben so den Egon immer wieder zur Ruhe gebracht. Ich will nicht sagen, dass das eine Form demokratischer Verhandlung war, aber das Identifikationsmoment war interessant, weil das für mich z.B. auch einen Zugang zu diesen Leuten ermöglicht hat. Es gab eine Gemeinsamkeit, eine Idee, die man tatsächlich geteilt hat, die man auch in dem Fall ruhigen Gewissens teilen konnte. Beide Spuren verweisen für mich auf den Alltag, das Alltägliche und seine Widersprüchlichkeiten. In der kritischen Rekonstruktion von Alltags-DDR-Erfahrung könnten z.B. auch Prozesse der selbstorganisierten Kollektivität nachgezeichnet werden, die einerseits Widerständigkeit gegen die Macht des Staates präsentierten und gleichzeitig auch Formen des Sozialen hervorgebracht haben, die über Milieugrenzen hinweg gewachsen waren und heute öffentlich nicht positiv benannt werden dürfen, wie z.B. die nichtautoritären Formen des Antifaschismus.

*UH:* Das war also auch für dich möglich, obwohl du ja aus einem ganz anderen Milieu kamst, nämlich aus dem kirchlichen Bereich?

*FA:* Genauso ist es. Und das war eine wichtige Erfahrung. Wenn ich mich mit anderen Leuten darüber unterhalte, mit Freunden vor allen Dingen, dann stelle ich fest: die haben ähnliche Erfahrungen gemacht.

*UH:* So, wie ich dich kenne, gibt es ja sehr viele Punkte, wo man dich ganz eindeutig und klassisch als Opfer des Stalinismus bezeichnen kann. Du bist verhaftet worden, du bist verhört worden, du warst eingesperrt. Es gab Demütigungen, es gab Schikanen, Benachteiligungen usw. – aber wenn ich dich richtig verstanden habe, hast du dich nie als Widerstandskämpfer oder als politisches Opfer des Systems verstanden.

*FA:* Genau.

*UH:* Wo würdest du da den Unterschied sehen, im Vergleich zu denen, die jetzt genauso auftreten?

*FA:* Ein Unterschied ist für mich der, dass z.B. Leute wie Joachim Gauck oder auch Lutz Rathenow sich schon immer als Gegner des damaligen Systems gesehen haben. Sie waren immer schon Gegner eines Sozialismus, also sie waren Vertreter einer bürgerlichen Vorstellung von Gesellschaft, wo parlamentarische Demokratie identisch ist mit der Vorstellung von Freiheit, und ohne zu sehen, dass diese wiederum widersprüchlich mit den kapitalistischen Verhältnissen verbunden ist, die ihrerseits neue Unfreiheiten erzeugen.<sup>7</sup> Und für mich gab es einen Konflikt. Ich hatte damals viel „Westverwandtschaft“ und kannte deren Erzählung über das, wie es dort sein soll. Für mich war klar, dass ich eigentlich keine Lust hatte, so zu leben. Das, was mich in der DDR abgeschreckt hat, war die Vorgabe, wie ich zu sein und zu leben habe.

*UH:* Aber der Kapitalismus, der Westen war nicht die Alternative dazu?

*FA:* Genau, die „West-Dinge“, die mir dargestellt wurden, waren eigentlich für mich nur in dem Sinne interessant: da gibt es ein paar geile Turnschuhe oder so. Man hat andere Möglichkeiten, vielleicht mal wohin zu fahren, letztlich war es ein Triggern des Warenfetischs. Ich hatte aber eine andere Vorstellung vom Leben, das konnte ich damals nicht so formulieren, eine andere Vorstellung von Unabhängigkeit, von Freiheit, die, und das ist zumindest für meine Geschichte wichtig gewesen, sich mit der DDR als einer Vorstellung von Gemeinschaft, einer anderen Form von Gemeinschaft oder besser Kollektivität, verband.

*UH:* Aber du warst der Meinung, dass in diese Richtung zu gehen heißt, von der DDR aus in diese Richtung zu gehen?

*FA:* Ja. Ich hatte ja keinen anderen Hintergrund, weil meine Idee war, wenn ich jetzt was bewege, dann will ich es hier tun, wo ich lebe, wo meine Lebenszusammenhänge sind, die will ich verändern und...

*UH:* Aber das hast du auch für möglich gehalten?

<sup>7</sup> Auch in diesem Zusammenhang ist es für mich interessant Leo Kofler zu lesen. In seinem Aufsatz „Liberalismus und Demokratie“, problematisiert er, dass die Idee von Freiheit, die für eine kapitalistische Gesellschaft treibend sei, die der Konkurrenz ist, dem „Prinzip des Rechts des Stärkeren“, verbunden mit einer Unterwerfung des „Schwachen“. Schlussfolgernd schreibt er: „Damit ist alle Demokratie offen verraten, denn Demokratie ist ihrer politischen Intention nach stets fortschreitende Möglichkeit zur Freiheit“ (1972, S. 147).

*FA:* Ja, klar. Das war für mich möglich, weil ich es denken konnte, also zumindest in einem sehr beschränkten Rahmen konnte ich mir vorstellen, dass es anders sein kann. Das erste Mal, als ich eine andere Idee wirklich in Worte formuliert gefunden hatte, gelesen habe, war im Prinzip der Entwurf einer alternativen deutschen Verfassung von Wolfgang Ullmann in Wendezeiten, wo ich dachte: „Genau, dort wird mal versucht, eine dritte Idee zu entwickeln, die über das hinausgeht, was wir hier bisher als Staatlichkeiten erlebt haben.“ Darum ging es mir. Ich kann mich deswegen sozusagen schwer als Widerstand verstehen, weil es mir nicht darum ging, die DDR als Staat zu eliminieren.<sup>8</sup>

*UH:* Nicht weniger Sozialismus, sondern mehr Sozialismus?

*FA:* Ja, heute würde ich sagen, natürlich. Das ist es, was ich eigentlich erst in Wendezeiten begriffen habe, als ich Leo Kofler gelesen habe, da ist es mir wie Schuppen von den Augen gefallen. Er beschreibt die stalinistische Prägung einer zunehmenden Bürokratisierung der damaligen Gesellschaft und ihre Verwurzelung in bisherigen gesellschaftlichen Mustern sowie deren Folge einer Entfremdung, die es ja in der DDR nicht geben durfte.<sup>9</sup> Ich dachte mir: „Das ist richtig, er hat Recht, das war kein Sozialismus!“ Es war eine historische Möglichkeit eines Weges dorthin. Insofern ist die DDR genau an dem zugrunde gegangen, dass sie keine Experimentierfreudigkeit an den Tag gelegt hat, die in vielem Widerständischen in der DDR enthalten gewesen ist und die man daher, denke ich, unterscheiden muss von den Leuten wie Joachim Gauck, die eine ganz bestimmte Idee von Opposition hatten, auch keine Lust am Experimentieren, keine soziale Neugier. Genau deren Vorstellung ist heute dominant und damit werden die alternativen Entwürfe, die anderen Vorstellungen, die es möglicherweise gegeben hat, zumindest öffentlich zurückgedrängt.

*UH:* Was bedeutet das für eine aktuelle linke Geschichtspolitik? Was heißt es für Linke in einem West- und Ostdeutschland umfassenden Staatskörper, sich

<sup>8</sup> Es gibt allerdings einen Widerspruch, der in diesem Zusammenhang wesentlich ist. Ich selbst habe mich damals nicht als Widerstand oder Opposition verstanden, aber in der Wahrnehmung des Staates wurde ich als Oppositioneller und, für mich viel schlimmer, als reaktionäres „Element“, als gegen den Sozialismus gerichtet wahrgenommen. Dieses ist für mich z.B. ein Wesensmerkmal des Stalinismus, Kritik nicht zuzulassen und gleichberechtigtes Handeln unmöglich zu machen. Potentiell Verbündete wurden nicht als Partner, sondern als Gegner betrachtet, besonders in dem Moment, wenn eine bestimmte inhaltliche Linie überschritten wurde. Das Perfide des Stalinismus ist hierbei, dass man nicht wusste, wo diese Linie gezogen wird, die mich zum Gegner macht.

<sup>9</sup> Vgl. Leo Kofler (1970) in seinem Buch *Stalinismus und Bürokratie*.

mit der Geschichte dieses östlichen Teils, der DDR eben, auseinanderzusetzen? Sie können über den herrschenden Geschichtsdiskurs jammern, völlig zu Recht, der wird dominiert von einer bestimmten Sichtweise, der wird instrumentalisiert, das haben wir alles schon angesprochen. Den Medien ist es sogar erlaubt, mit Ostalgie schönzureden, aber eben der kritische Diskurs bleibt außen vor.

*FA:* Das sind viele Punkte, die man in den Blick nehmen muss. Mein Ausgangspunkt wäre der Alltag der Leute in der DDR, wie sind sie mit den damaligen Widersprüchen umgegangen und was bedeuten ihnen ihre Erfahrungen heute, also, sich gegenseitig erzählen und zuhören, vielleicht auch rauszuarbeiten, wo Brüche lagen und liegen. Aus meiner Sicht ist es wichtig, sich dies vor Augen zu führen, um darin Elemente zu entdecken, die man heute wiederum beachten könnte, anders machen sollte, die vielleicht auch aus dem Nachdenken über die gemachten Erfahrungen neue Fragen hervorrufen.

*UH:* Siehst du irgendwo, dass so eine Auseinandersetzung stattfindet?

*FA:* Ganz wenig. Es gibt immer mal kritische Auseinandersetzungen, vor allem im Bereich der Gedenktage, wo es sich allerdings meistens um die Frage der Deutungsmuster und um eine Kritik der Totalitarismustheorien dreht, die die vorherrschenden Geschichtsbilder sehr dominieren. Da gibt es Momente dabei, z.B. beim 17. Juni, zu versuchen, die Teile des Arbeiteraufstandes herauszukristallisieren, um sich anzusehen, wo die egalitären Momente lagen, wo sie sich auf Marx berufen haben, wo neue Fragen entstanden sind. Wer war das eigentlich, warum haben sie das gemacht, welche Beziehungen gab es und vor allen Dingen, und das wäre das Interessante, wenn man so etwas finden könnte, welchen Widerspruch hat das von staatlicher Seite ausgelöst und warum. Ich meine, sozusagen mit Marx in der DDR zu argumentieren und dann vom „sozialistischen“ Staat niedergeknüppelt zu werden, das ist schon ein Widerspruch an sich. Da muss es Motivlagen und Ideen gegeben haben, die so widerstreitend waren, dass Widerstand nicht akzeptiert werden konnte.

*UH:* Also von der Vielfalt der Möglichkeiten im Vergangenen kann man sprechen, das ist sicher auch sinnvoll. Wichtig erscheint mir dabei, dass man diese Vielfalt dann auch für die Gegenwart fruchtbar macht, also nicht nur analysiert, was wäre damals möglich gewesen, sondern: was bedeutet das eigentlich für heute? Welche Möglichkeiten gibt es heute? Und so ein Diskurs, der dann die Erinnerungen und die Erfahrungen aus DDR-Zeiten oder aus Ost-West-Begegnungen nicht nur der damaligen Epoche belässt, sondern sie aktualisiert und befragt auf ihre Bedeutung für heute, das wäre politisch produktiv. Das kann man, glaube ich, nur in sehr begrenztem Umfang in privaten Kontexten machen. Da bräuchte es wahrscheinlich organisatorische Unterstützung, Anregung, Thema-

tisierung, damit man das in diese gesellschaftlichen Prozesse einordnen kann, dass man dafür auch Begrifflichkeiten findet. Da sehe ich im Moment herzlich wenig.

*FA:* Das ist so. Das ist, denke ich, auch ein Problem bei der ganzen Sache, wenn ich mir selber zuhöre, dass man sich in einer Schleife bewegt. Die Erinnerung bleibt als ein Bezugspunkt, der in einem privaten Kreis in eine Beziehung gesetzt werden kann, dort zu einer kritischen Auseinandersetzung führt, aber, und das ist genau der Punkt, keine weiterführende gesellschaftliche Entfaltung hat. Diese Begrenzungen, die merke ich bei ganz vielen Leuten. Es gibt einzelne Momente, die ich mal erlebt habe im Gespräch mit ehemaligen LPG-Bauern, die sich getroffen haben und in einem institutionalisierten Rahmen anhand bestimmter Themensetzungen in die Diskussion gekommen sind, was sie zwangsläufig zum Vergleich ihrer Erfahrungen und immer wieder zu der Frage geführt hat: was ist denn heute hier eigentlich los? Guckt mal auf unseren Acker. Das finde ich, ist die richtige Frage, um kritisch werden zu können.

*UH:* Aber sie bleibt hilflos, wenn sie so isoliert ist.

*FA:* Genau, sie bleibt hilflos. Insofern ist es schon interessant, danach zu fragen: wo könnte man so etwas anknüpfen? Dafür braucht es Bildungsinstitutionen. Dafür hat Oskar Negt immer wieder sein Wort erhoben, dass wir zur Bildung des Politischen auch Einrichtungen brauchen, Institutionen brauchen und es ein Frevel ist, die nach und nach dicht zu machen, umzufunktionieren und einem ökonomisierten Duktus zu unterwerfen, was gleichzeitig bedeutet, dass solche Themen gnadenlos raus katapultiert werden, weil sie sich natürlich nicht rechnen.<sup>10</sup> Wieso soll man dafür bezahlen? Und damit geht eine Zerstörung eines demokratischen Gemeinwesens einher, weil – das ist vielleicht genau der Punkt, der mich so stört – man glaubt, dass das, was heute ist, das Richtige ist. Und dieses Richtige wird demokratische Politik genannt, die sich tatsächlich nur auf den Raum der Politik beschränkt. Alles andere, Ökonomie usw., ist fein säuberlich getrennt zu denken und hat damit scheinbar erstmal nichts zu tun. Unangetastet bleibt somit die kapitalistische Form unserer Gesellschaft. Und

<sup>10</sup> Es stellt sich grundsätzlich die Frage nach der Wirkmächtigkeit von Bildungseinrichtungen.

Inwieweit sind sie Elemente einer revolutionären Bewegung, welchen Beitrag liefern sie dazu.

Am von mir gebrachten Beispiel der Bauern wurde mir deutlich, dass im Rahmen der Einrichtung, wo sie sich getroffen haben, Denkanstöße produziert wurden, die potentiell dazu geeignet waren und sind, Perspektiven für ein eingreifendes Handeln entwickeln zu können. Die Bildungseinrichtung war hierfür ein schützender Raum.

das ist für mich ein großes Ärgernis, wenn man tatsächlich ein demokratisches Gemeinwesen will, welches eigentlich nur davon lebt, dass die Leute in eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung eingebunden sind, dieses auch merken und in diesem Sinne eingreifend handeln. Einen Bezug zur Geschichte brauchen sie genau dafür, um Reflexionsflächen zu entwickeln, die eine Bewegung im Heute und Hier nach Morgen möglich machen. Bei Frigga Haug habe ich da einen interessanten Gedanken gelesen. Sie liest scheinbar auch ganz gern mal die Briefe von Subcomandante Marcos. Er schreibt in einem Brief, dass die Erinnerung der Geschichte als Identifikationsmoment wichtig ist, um Widerstand entwickeln zu können. Hier meint er natürlich den Bezug der Zapatisten zu ihren indigenen Wurzeln.<sup>11</sup> Für mich ist aber darin auch ein Moment enthalten, das gerade für mich als Mensch, der in der DDR aufgewachsen ist, von Bedeutung ist, um heute handlungsfähig zu werden. Ich muss durch die brutale Geschichte des Stalinismus hindurch, durch meine Erfahrungen in der DDR hindurch und beginnen, eine Sprache zu entwickeln, um sehen zu können, dass sich ein Handeln im Namen der Menschlichkeit verfinstern kann. Dieser kritische Blick ermöglicht so auch gleichzeitig die Öffnung der Perspektive auf Menschlichkeit, stellt die Frage nach ihr im Heute und weckt möglicherweise das Widerständige. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum so der dominierende Geschichtsdiskurs sich wie eine Teerschicht auf die Erinnerungen draufsetzt.

*UH:* Dein Unwohlsein, dein Ärgernis lässt sich dann vielleicht genauso treffend beschreiben, wie das Kofler schon mal bei seinen alten Genossen gemacht hat. Diejenigen, die jetzt den hegemonialen Opferdiskurs sprechen, tun es vielleicht auch guten Gewissens und guten Charakters, aber sie tun es genauso idealistisch, indem sie die Widersprüche dieser Gesellschaft nicht wahrnehmen.

*FA:* Positiv könnte man das so sagen, wenn es nicht auch so wäre, dass aus einer bürgerlichen Gesellschaft auch andere, völlig „charakterlose“ autoritäre Formen des Gesellschaftlichen entspringen könnten.

---

11 Vgl. hierzu Frigga Haug (1997) zum Stichwort Erinnerung. Sie verweist auf einen Text von Subcomandante Marcos, der in der Zeitschrift „Die Aktion“ abgedruckt ist. Dort schreibt er unter der Überschrift „Die Zapatistas bringen Blumen und Freiheit – An die Männer und Frauen, die in verschiedenen Sprachen und auf verschiedenen Wegen an eine menschlichere Zukunft glauben und die darum kämpfen, sie heute zu verwirklichen.“: „Wir, die ersten Bewohner dieser Gegenden, die Indianer, wurden zum Vergessen in einer verborgenen Ecke verurteilt, während die Anderen begannen, groß und stark zu werden, und wir hatten nur unsere Geschichte, um uns zu verteidigen, und an ihr hielten wir fest, um nicht zu sterben“ (1995, S. 71).

*UH:* Das ist aber, glaube ich, den Opferverbänden oder den Stasi-Beauftragten nicht wirklich vorzuwerfen, dass sie in diese Richtung gehen...

*FA:* Nein, gar nicht, das würde ich denen auch nicht unterstellen.

*UH:* Ich denke, die pflegen den hegemonialen Diskurs aus einer bestimmten Erfahrung heraus und auch mit guten Absichten, aber sie tun es eben genauso „borniert“, wobei mir das eigentlich schon zu diffamierend ist, dieses Wort. Aber genauso eingeengt auf diese Vergangenheit, ohne Gegenwart und Zukunft in den Blick zu nehmen.<sup>2</sup>

*FA:* Ich habe gerade gedacht, bei Leuten wie Lutz Rathenow, da stimmen alle Worte nicht, die wir haben. Ich kenne ihn nicht persönlich. Ich weiß aber, dass er in DDR-Zeiten aufgrund seines politischen Engagements im Bereich der Literatur und Kultur mit Repression und Verhaftungen diverse Erfahrungen gemacht hat. Ich kenne auch viele andere Leute, die auch über solche Erfahrungen berichten oder im Knast waren, egal wie lange, aber diese Erlebnisse waren einschneidend. Das sind Leute, äußerst sympathische gute Menschen. Sie können aus ihrer Opferposition heraus gar keine andere Bestimmung mehr vornehmen, weil sie durch die Repression erdrückt, beschädigt oder kaputtgemacht worden, sodass sie ab einem bestimmten Punkt glauben, dass es keine andere gesellschaftliche Idee mehr geben könnte, dass es eine positive Sozialutopie (wie z.B. den Sozialismus) als Bezugspunkt geben könnte. Das schafft aber auch eine furchtbare Leerstelle bei den Leuten. Ich denke nicht, dass sie damit zufrieden sind, wie es heute läuft.

*UH:* Von Lutz Rathenow gibt es auch genug Texte, wo er sich durchaus kritisch mit der Bundesrepublik auseinandersetzt.

*FA:* Genau, und das Problem ist nur, was ist dann die Alternative. Das große Misstrauen in jede Form von Alternative rührt eben aus der Erfahrung, dass sich aus einer Alternatividee und einer gesellschaftlichen Praxis wie in der DDR auch genau diese Form von Unterdrückung entfalten kann. Das ist vielleicht das zentrale Element, was jetzt Lutz Rathenow und solche Leute motiviert aufzustehen und zu sagen: „Na, passt mal auf Leute, was erzählt ihr denn hier? Wo kommt denn das her?“ Eine Idee kann sich eben versteifen und verhärten zu einer Form, die sich gegen die Leute richtet. Und das ist vielleicht noch ein Punkt, der so aus der Geschichte der DDR auch für heute, für eine Linke, extrem wichtig zu lernen ist: ein höchstes Misstrauen gegen die eigenen Ideen und Praxis. Ich sympathisiere mit vielen guten Ideen, wie z.B. mit Paulo Freire. Ich bin total begeistert, wenn ich Bücher von ihm lese, ich denke: „Genau das ist es.“ Aber die Euphorie ist dann gebremst, wenn ich mit dieser Idee auf Leute treffe und diese Idee anfängt, sich in der Praxis zu formen, sich beginnt zu verselbständigen. Wenn ich dieses Misstrauen verliere, weil ich so eine Euphorie in mir habe, bin ich schon

verloren. Es ist schwer, so eine Balance hinzubekommen. Aber ich habe eine Ahnung, dass ich misstrauisch sein muss mir gegenüber, und dieses Misstrauen, auch gegen die eigene Geschichte, das fehlt mir in Teilen der Linken. Oder bei manchen anderen ist dann das Misstrauen so groß, dass es auch keine Spinnerei mehr geben darf, sondern dass es ausschließlich zu aktionistischen Praxisformen kommen muss, so wie bei vielen anarchistischen Gruppen. Gesellschaftliche Veränderung wird hier nur als körperlich spürbare Erfahrung akzeptiert.<sup>12</sup> Oder andere, die dann völlig danebenliegen, wie die Anti-Deutschen.

UH: Aber dieses Misstrauen, das du gerade bei dir beschrieben hast, ist ja auch gut begründet. Wenn man einen Kern kritischer Theorie beschreiben sollte, dann ist es die Selbstkritik, nämlich der Zweifel, dass es keine außerhalb des geschichtlichen Prozesses existierenden Wahrheiten gibt, d.h. man muss sich selbst erst mal kritisch betrachten, wie die eigene Erkenntnisproduktion ist.

FA: Genau. Vielleicht ist ja dort auch die Auseinandersetzung mit der Geschichte in der DDR so wichtig, dass das einen größeren Raum bekommen kann. Dieses auch deshalb, weil wir aus dem Vorhandenen und „alten Material“ das Neue formen. Dies ist die Problematik, auf die auch Leo Kofler deutet. Es ist also im Neuen auch immer das Alte vorhanden, deswegen auch Misstrauen und ein unbedingtes, nötiges kritisches Reden über die Geschichte der DDR. In den „Widersprüchen“ kann man sich auch völlig andere gesellschaftliche Bereiche ansehen, z.B. den Gesundheitsbereich. Da wäre die Diskussion der Medikamentengeschichte sicher interessant, weil dort die Konzerninteressen bis heute überhaupt nicht in die Pflicht genommen werden, sondern im Gegenteil, einen Freispruch erhalten, weil in der DDR die Diktatur war. Die sagen: „Was können wir

12 Beim Lesen meiner eigenen Worte merke ich, wie sich in mir Widerstand regt und mir meine eigene Widersprüchlichkeit vor Augen führt. Eine entscheidende Erfahrung meiner DDR-Biografie ist die, dass körperliche Formen des Widerständigen oftmals die einzige Möglichkeit darstellen, eine widersprechende Position zu formulieren und vor allem sichtbar zu machen. Der Bezug auf Körperlichkeit in diesen Momenten ist gleichzeitig Ausdruck einer Ohnmacht und Versuch der Gewinnung von Handlungsfähigkeit durch Einsatz des einzig zur Verfügung stehenden Mittels, dem eigenen Körper. Meine Erfahrung aus diesen Momenten spiegelt auch die Angst, die mit körperlicher Präsenz und ihrer Verletzbarkeit verknüpft ist und berührt hiermit die Thematik von Gewalt mit ihren Widersprüchlichkeiten. Gleichzeitig ist es auch eine Vorsicht gegenüber den eskalierenden Formen von gewalttätiger Körperlichkeit, die den Bezug zur kritisch-ethisch utopischen Basis zerstören und mich als Individuum in Ohnmacht verharren lassen kann. Die Gewinnung von Handlungsfähigkeit aus dem einzig gebliebenen Bezugspunkt, dem eigenen Körper, ist für mich deshalb gleichzeitig an eine kritisch reflexive Praxis gebunden.

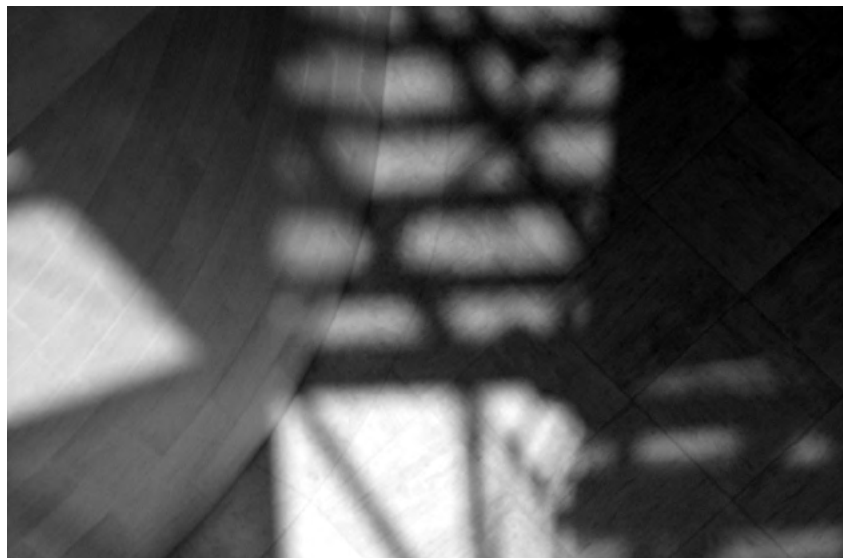
denn für die Diktatur, wenn die die Medikamententest am Menschen machen, können wir ja nichts dafür.“ Das sind die Dinge, die ich meine. Ich habe es als Pflegehelfer zu DDR-Zeiten erlebt, in der Psychiatrie, wie mit den Medikamenten umgegangen, was da so gemacht worden ist. Dies wirft zumindest Fragen auf. Letztlich haben davon bestimmte Gruppen von Leuten in der Bundesrepublik profitiert, und auch davon profitiert, dass es eine DDR gab.

### Literatur

- Assmann, Aleida 2007: Vier Grundtypen von Zeugenschaft. In: Fritz Bauer Institut (Hg.): Zeugenschaft des Holocaust. Zwischen Trauma, Tradierung und Ermittlung. Frankfurt a.M./New York
- Demirovic, Alex 1997: Demokratie und Herrschaft. Münster
- Davis, Belinda/Lindenberger, Thomas/Wildt, Michael (Hg.) 2008: Alltag, Erfahrung, Eigensinn – Historisch-anthropologische Erkundungen. Frankfurt a.M.
- Ernst, Christian/Schwarz, Peter Paul 2012: Entwicklungslinien eines (zeit-)geschichtlichen Paradigmas in Kontexten von „NS-Vergangenheitsbewältigung“ und DDR-Aufarbeitung“. In: BIOS. Heft 1, Jg. 25
- Fulbrook, Mary 1996: Methodologische Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte der DDR. In: Bessel, Richard/Jessen, Ralph (Hg.): Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR. Göttingen
- 2009: Anatomy of a Dictatorship. Inside the GDR 1949-1989. New York
- Haug, Frigga 1997: Stichwort Erinnerung. In: Haug, Wolfgang Fritz: Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus. Hamburg
- Kofler, Leo 1987: Die Kritik ist der Kopf der Leidenschaft. Aus dem Leben eines marxistischen Grenzgängers. Hamburg
- 1972: Liberalismus und Demokratie. In: (ders.): Zur Dialektik der Kultur. Frankfurt a.M.
- 1970: Stalinismus und Bürokratie. Neuwied am Rhein/Berlin
- Mannschatz, Eberhardt 2001: Rückblick... auf die Soziale Arbeit in der DDR – Eberhardt Mannschatz berichtet am Beispiel der Jugendhilfe. In: Kunstreich, Timm: Grundkurs Soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit. Bielefeld
- Negt, Oskar/Kluge, Alexander 1972: Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt a.M.
- Sucomandante Marcos 1995: Die Zapatistas bringen Blumen und Freiheit. In: Die Aktion. Heft 137/144, Jg. 15

Friedemann Affolderbach, Hardenbergstraße 47, 04275 Leipzig  
E-Mail: [friedemann.affolderbach@gmx.net](mailto:friedemann.affolderbach@gmx.net)

Uwe Hirschfeld, Evangelische Hochschule Dresden, Postfach 200143, 01191 Dresden  
E-Mail: [uwe.hirschfeld@ehs-dresden.de](mailto:uwe.hirschfeld@ehs-dresden.de)



Eberhard Mannschatz

## Zur Positionierung der Jugendhilfe

Themenbezogene Erörterung aus einem  
verschütteten Denkhorizont

### Zum Anliegen meines Beitrages

Unter der Überschrift „Wem hilft die Kinder- und Jugendhilfe?“ sollen in diesem Heft gefundene Antworten und aktuelle Kontroversen vorgestellt werden. Wenn das unter dem Bemühen geschieht, die hegemoniale Vereinnahmung dieses Arbeitsgebietes aufzudecken, läuft das auf die Grundsatzfrage der *Positionierung und Profilierung* der Jugendhilfe hinaus; denn in dieser Bestimmung vor allem kulminieren die vorgegebenem bzw. angedachten Konzepte für sozialpädagogische Arbeit; von ihr gehen sie aus oder geraten zu ihr in Widerspruch. Das trifft dann in der Weiterung auch zu für die Beurteilung der Praxis im Gesamtbereich Jugendhilfe und Heimerziehung unter dem Gesichtspunkt ihrer Übereinstimmung mit der Positionierung.

Wenn *mir* die Gelegenheit gegeben wird, mich in diesem thematischen Zusammenhang zu äußern, dann wird mit Sicherheit erwartet, dass ich diesbezügliche Überlegungen und Erfahrungen aus der DDR-Zeit vortrage. Das ergibt aber nur Sinn *außerhalb* der *politischen Inszenierung*, die sich festgefahren hat als Abwertung und Verteufelung oder als Aufzählung von negativen Einzelfällen in Ost und West in der Art einer *buchhalterischen* Aufrechnung zuungunsten der DDR. Die mir zum jetzigen Zeitpunkt bekannten Konzeptionen der zugesagten oder angefragten weiteren Artikel in diesem Heft bezüglich dieser Thematik lassen vermuten, dass offensichtlich diese Ebene der etablierten politischen Inszenierung *verlassen* und stattdessen die Auseinandersetzung auf der *konzeptionellen* Ebene angestrebt wird; letztlich mit dem Ziel, in der *wissenschaftlichen* Bearbeitung der Problematik Ost und West zu erreichen, ein kollektives Bild aus mehreren Perspektiven (und Positionen) zu gewinnen, um so die in der politischen „Aufarbeitung“ verfestigten Grenzziehungen zu überschreiten (vgl. Widersprüche

127, insbesondere S. 96). Damit reaktiviert sich eine Verfahrensweise, welche anfänglich nach der Wende in der wissenschaftlichen Szene üblich war; im „Geiste“ des Neunten Jugendhilfeberichtes der Bundesregierung (1994), in dem es heißt, „dort abzugrenzen, wo Abgrenzung notwendig ist, aber auch dort anzuknüpfen, wo Traditionen dies zumindest erlauben würden“. In meinem Artikel will ich hinsichtlich des Themas *Positionierung* dazu einen Beitrag leisten; wobei das naturgemäß aus *subjektiv-persönlicher Sicht* geschieht.

Die *aktuelle* Bedeutung dieses Vorhabens sehe ich darin, dass *gegenwärtig* Fragen der Positionierung als *Grundsatzproblem* offenbar eine Rolle spielen bzw. aufgegriffen werden; sozusagen nach 20 Jahren Gültigkeit des KJHG, das seinerzeit hinsichtlich dieser Fragestellung eine Zäsur dargestellt hat.

Es findet sich heute die Formulierung, dass Jugendhilfe konfrontiert ist mit sich wandelnden Lebenslagen ihrer Adressaten, mit veränderten gesellschaftlichen Erwartungen an den Handlungsauftrag ihrer Dienste und Einrichtungen. Der Legitimationsdruck auf sie ist gewachsen. Ihr fachliches Selbstverständnis steht auf dem Prüfstand (vgl. Gadow u.a. 2013)).

Im Einzelnen spiegelt sich das beispielsweise in der „Kinderschutzdebatte“ wider, in der eine Ausweitung der Zuständigkeit der Jugendhilfe angedacht ist insofern, als von ihr erwartet wird, dass sie „rechtzeitig“ und „bedarfsgerecht“ tätig werden soll schon in Fällen oder Situationen, in denen lediglich ein „Anfangsverdacht“ für Kindeswohlverletzung vorliegt oder gar nur „Risikofaktoren“ dafür beobachtbar sind; aus der Praxis demgegenüber *Bedenken laut werden* wegen möglicher Überforderung der Jugendhilfe.

Es kommt hinzu, dass das breit gefächerte Panorama von Konzeptionen und Lösungen für Erziehungshilfe und Heimerziehung, das in Überwindung des „jahrhundertalten Korsetts eines anstaltsförmigen Arrangements“ im Zuge von Reformbestrebungen hervorgewachsen ist, als Errungenschaft hervorgehoben, *aber auch* auf die Komplexität und überbordende Vielfalt hingewiesen wird, die zuweilen Verwirrung stiftet (vgl. Thiersch/Blandow 2012).

Hans Thiersch *mahnt an*, offensiv darauf zu insistieren, dass Sozialpädagogik und Erziehungshilfen stärker sein müssen in ihrem Selbstbewusstsein bezogen auf die Tatsache, dass sie mit ihrer Tätigkeit im großen Zuge der Emanzipation von Kindern stehen und Erfahrungen und Modelle gewonnen haben, in denen ihre Aufgaben konkretisiert und operationalisiert werden und mit denen sie erfolgreich sind (vgl. ebd.).

Das darf so verstanden werden, dass Jugendhilfe ihre *angestammte Aufgabe* im Blick behalten, sich nicht darauf einlassen sollte, sich zum Ausfallbürgen für

Unsicherheiten, Versäumnisse und Enthaltensamkeit in der „großen“ Politik im Umgang mit Problemlagen im sozialen und erzieherischen Bereich machen zu lassen; was allerdings nicht ausschließt, über ihre Positionierung erneut nachzudenken.

Das ist vor allem deshalb nötig, weil der „Zweifel am System Jugendhilfe“ inzwischen auch die Politik erreicht hat; überraschend und verunsichernd für die Jugendhilfemitarbeiter einerseits; aber hilfreich andererseits insofern, als sich die einseitig auf Versagen der Jugendhilfe im Arbeitsprozess gerichtete Kritik relativiert. Allerdings ist bei dieser Zuwendung der Politik zu den Fragen der Positionierung der Jugendhilfe nicht auszuschließen, dass Klärung aus Zweckmäßigkeitserüberlegungen strukturell-administrativer Art erfolgt und die Jugendhilfe veranlasst wird, sich auf diese vorgegebene Positionierung einzustellen und einzurichten (vgl. auch „Große Lösung“).

### Zur Positionierung der Jugendhilfe in der DDR im zeitlichen Ablauf

Die folgenden Darlegungen sollen nicht als nostalgische Beharrlichkeit meinerseits missverstanden werden, sondern begründen sich daraus, dass in der Nachwendediskussion die *Komplexität* unseres Suchverhaltens hinsichtlich Positionierung und ihre *Genese* wenig oder nicht beachtet worden sind. Vor allem aus diesem Versäumnis erwachsen Vorstellungen von unserer Konzeption, die in weiten Teilen ein *Zerrbild* sind; mit folgeträchtigen Fehlinterpretationen für vieles, was mit DDR-Jugendhilfe zusammenhängt.

Was die Positionierung anbelangt, betrifft das vor allem das Konzept der *sozialpädagogischen Aufgabenstellung* und die Bedeutungszumessung dieser *fachpolitischen* Orientierung als *Grundorientierung* für Erziehungshilfe und Heimerziehung in der DDR.

Die sozialpädagogische Aufgabe findet sich in der Fassung,

„Kinder und Jugendliche, die ohne die Geborgenheit ihres Elternhauses sind, nie und in keiner Lage allein zu lassen; und für sie Bedingungen zu schaffen, welche ihre ‘soziale Verwurzelung’ in einem Beziehungsgefüge mit dem Stellenwert ihres *Lebensmittelpunktes* als Voraussetzung für ‘normale’ Persönlichkeitsentwicklung gewährleisten“ (Mannschatz 2002: 166ff. – dort finden sich auch Hinweise auf die Originaltexte aus DDR-Zeiten).

Ich will daran erinnern, dass die sozialpädagogische Aufgabe seinerzeit (1965/66) nicht von übergeordneten politisch-staatlichen Organen oder Instanzen vorgegeben, sondern im Dunstkreis der *Jugendhilfe* entwickelt und formuliert wurde, in Wahrnehmung fachinterner Verantwortung; aber stillschweigend Zustimmung fand und sich als Orientierung durchsetzte.



Die Motivierung seitens der Jugendhilfe kam *zunächst* aus dem Bemühen, eine eigenständige Positionierung dieses Arbeitsgebietes in einer Situation zu erreichen, die ein westdeutscher Beobachter rückblickend so einschätzte:

„Jugendhilfe bewegt sich seit der Mitte der sechziger Jahre in einem ziemlich umfassend und systematisch geregelten Feld staatlicher und gesellschaftlicher Zuständigkeiten, das bei aller zentralen Steuerung durch die SED und bei aller staatlichen Leitung und Planung auch als ein Spannungsfeld gesehen werden muß. Das Handeln der Jugendhilfeorgane, besonders das ihrer leitenden Funktionäre, darf auch als das Bemühen verstanden werden, die Jugendhilfe als eine eher kleine, schwache, abhängige Institution unter größeren, mächtigeren und selbständigeren Bereichen zu behaupten“ (vgl. Hoffmann 1981).

Der *tiefer* Beweggrund für eigenständige Positionierung zu *diesem Zeitpunkt* ist darin zu sehen:

- Ausgehend von der anfänglich im politischen Feld verbreiteten Überzeugung, dass mit der Konsolidierung der sozialistischen Verhältnisse sich auch an *Einzelfälle* gebundene Problemlagen im sozialen und erzieherischen Bereich abschwächen oder verschwinden werden, war die Jugendhilfe anfänglich quasi als „Schönheitsfehler“ des Sozialismus betrachtet und dementsprechend sozusagen als temporäres Auslaufmodell behandelt worden. Die Jugendhilfe hatte sich demgegenüber „unverdrossen“ als unverzichtbares Hilfesystem für die *in der Lebenswirklichkeit auftretenden* Fälle etabliert, in denen Kinder der Geborgenheit in ihrer Familie entbehrten. Daraus hatte sie ihre Berechtigung abgeleitet; als Hilfeleistung im *Einzelfall* eingebettet in Jugendförderung als *gesamtgesellschaftlicher Aufgabe* in der Art, dass sie sich entlang ihres grundlegenden Arbeitsprinzips *Organisierung des gesellschaftlichen Einflusses* bemühte, die „fallbezogenen“ Aktivitäten der in den Politikbereichen angesiedelten „Regelsysteme“ zu nutzen, in Anspruch zu nehmen, abzufordern; wodurch sich weitgefächerte und wirksame Möglichkeiten eröffneten, welche ihr als abgeschlossenem und sozusagen selbstgenügsamen Ressortorgan nicht zur Verfügung gestanden hätten. (das war die DDR-typische Lösung im Verhältnis von Prävention und reaktiver Intervention);
- Die Formulierung der sozialpädagogischen Aufgabenstellung verfolgte die Absicht, die genannte Art von Einzelfallbearbeitung zu bestätigen und zu „sanktionieren“; und zwar vor dem Hintergrund, dass sich zunehmend Probleme insofern zeigten, als die gesamtgesellschaftliche Verantwortung in der Zuständigkeit der „Regelsysteme“ nicht durchgängig wahrgenommen wurde. „Abschiebetendenzen“ an die Adresse der Jugendhilfe waren nicht ausgeschlossen; seitens der Schule, Sozialarbeit, Ordnungspolitik; mit der fatalen

Folge, die Jugendhilfe mit „artfremden“ Aufgaben zu belasten und ihrerseits aus der eigenen Verantwortung zu treten. Um es sarkastisch auszudrücken: Die ursprüngliche Abwertung als „Schönheitsfehler“ kippte unter der Hand um in Inanspruchnahme der Jugendhilfe gleichsam als Deponie für Probleme aller Art im sozialen und erzieherischen Bereich; Kinder und Jugendliche betreffend.

Das hatte gravierende Auswirkungen auf die Jugendhilfearbeit, verschob teilweise ihr Aufgabenprofil und veränderte die Population, mit der sie zu tun hatte, beeinträchtigte auch die Verwirklichung der vorgefassten sozialpädagogischen Konzeptionalität, welche auf soziale Verwurzelung im Sinne von Geborgenheit in einem aktivitätsanregenden und harmonischen Beziehungsgefüge mit dem Stellenwert des Lebensmittelpunktes für die Kinder und Jugendlichen gerichtet war.

Die „Geschichte“ der Jugendhilfe und Heimerziehung in der DDR muss über lange Zeiträume als das Wechselspiel innerhalb dieses Spannungsfeldes gelesen werden; einerseits als erfolgreiche Arbeit entsprechend der vorgefassten Konzeptionalität, andererseits als Überforderung und Verformung durch fachfremde Anforderungen.

Wenn man sich diese Widersprüchlichkeit zudem in ihrer Einbettung in die gesellschaftliche Entwicklung in der DDR zwischen Aufbruch und Niedergang in Erinnerung ruft, dann eröffnet sich ein in sich widersprüchlicher *Erfahrungsschatz*, aus dem Erkenntnisse für ein Weiterdenken gewonnen werden können; im Interesse der Hilfe für Kinder, Jugendliche und Familien, die sich in Problemsituationen befinden. In der „Nachwendediskussion“ sind diese Zusammenhänge weder erkannt noch berücksichtigt worden.

### Auf der Suche nach der sozialpädagogischen Indikation

Im rückblickenden gedanklichen Bezug sollte der *sozialpädagogischen Aufgabe* eine weitreichende Bedeutung zugemessen werden; über die erwähnte damit verbundene Abwehr fachfremder Anforderungen hinaus. Auch sollte sie nicht in der Beschränkung lediglich auf Beschreibung und Abgrenzung des *Arbeitsgebietes* der Jugendhilfe verstanden werden; *sondern auch oder vor allem* als Nachdenken über ihr politisches und fachlich-pädagogisches *Konzept*, das sich aus der Positionierung herleitet und auf diese zurückwirkt. Positionierung sollte also wahrgenommen und weitergedacht werden bis zu *Profilierung* im Sinne von *inhaltlicher Strategie* der Jugendhilfearbeit. In der *wissenschaftlichen* Beschäftigung mit diesem Thema ist mithin angesagt, *tiefer zu loten* und bis zu

*Denkfiguren im Problemhintergrund* vorzudringen; worunter ich übergreifende oder sozusagen vorgelagerte Überlegungen, Standpunkte und Vorstellungen *konzeptionell-theoretischer* Natur verstehe, aus denen sich Lösungen für praxisrelevante Problemlagen der Jugendhilfearbeit herleiten; wobei in diesem Falle beachtet werden muss, dass Jugendhilfe in besonders hohem Maße mit solcherart „Vorgedachtem“ konfrontiert ist, weil sie mit folgeträchtiger Relevanz an *Schnittpunkten* politischer, rechtlicher, ethischer, soziologischer, psychologisch-pädagogischer Überlegungen angesiedelt ist, die jeweils aus ihrer spezifischen Sicht auf die Begrifflichkeit *Wohl des Kindes* zugehen.

Es gilt demnach, den Suchpfad herauszufinden und zu verfolgen, der es ermöglicht, das Bündel relevanter Denkfiguren gemäß ihrer Nähe und zunehmenden Bedeutung für sozialpädagogische Arbeit bzw. Position und Profil der Jugendhilfe gewissermaßen „hierarchisch“ zu ordnen. Erst in diesem *Zuschnitt* entfalten Schlussfolgerungen aus dem Problemhintergrund ihre Erklärungskraft für alles, was mit Jugendhilfe zusammenhängt. Dieses Bemühen verläuft auf dem Wege der Suche nach der *sozialpädagogischen Indikation*, wie man im übertragenen Sinne sagen könnte.

Ich verstehe darunter eine *Leitlinie* im Sinne einer *Ausgangsabstraktion* oder gedanklichen „Keimstelle“, von der aus *im Durchgang theoretischer Entfaltung* sich Erklärungen und Lösungswege abzeichnen. Sie muss aufgefunden werden, um stattgefundenen Entwicklungen zu erklären; vor allem aber, um *Kurssicherheit* für die Konzipierung von *Handlungsveranlassung* und *Handlungskonzeptualität* für die Zukunft zu gewinnen. Die Bestimmung der sozialpädagogischen Indikation in ihrer konzeptionell-theoretischen Grundsätzlichkeit erweist sich damit als *unerlässlich* für die Gewinnung von Orientierung im Feld der Jugendhilfe.;

Wenn wir die sozialpädagogische Aufgabe (in ihrer Bedeutsamkeit als sozialpädagogische Indikation) gefasst haben als *Gewährleistung der Verwurzelung der Kinder und Jugendlichen in einem Beziehungsgefüge mit dem Stellenwert ihres Lebensmittelpunktes*, dann haben wir für *Handlungsveranlassung* die *gravierende Notsituation* im Auge, dass die jeweils betroffenen Kinder der Verwurzelung in einer sicheren Familienatmosphäre entbehren, und zwar in dem Sinne, dass die Bindung abgebrochen ist oder abzubrechen droht oder diese im Fortbestand an eine nicht vertretbare Lebensweise oder Lebenseinstellung der Erwachsenen gebunden ist, welcher die Kinder nicht ausgesetzt werden sollten oder in eine Situation geraten, in der sie Schwierigkeiten *machen*, weil sie Schwierigkeiten im Umgang mit anderen *haben* („Kultformel“ bei Nohl); in eine Situation, im tiefsten Inneren erlebt als eine Leidensempfindung des Ausgeschlossen- und

Verlassenseins, als Abtrennung von Bindung in Verträglichkeit, als Mangel von Anerkennung und Angenommensein.

Sie sind nicht der förderlichen Haltgebung teilhaftig, allumfassenden Unterstützung und positiven Anregung in einer Grundsituation, die dadurch gekennzeichnet ist, dass sie sich in ihr in besonderer Weise verwurzelt, beheimatet, von Vertrautheit umgeben fühlen; sie zudem in ihrer Zugehörigkeit „letztinstanzlich“ auf sie angewiesen sind. Sie gelangen, um es zuzuspitzen, in einen Status von *Kindern ohne Eltern*; denn im *Regelfalle* ist die *Familie* der Lebensmittelpunkt. Daran hat sich auch in heutiger Zeit nichts geändert. Die sozialfürsorgerischerzieherische Rolle der Familie ist in der „Moderne“ oder „Postmoderne“ oder „Nach-Postmoderne“ nicht aus der Welt. Gerade angesichts der „Unübersichtlichkeit der Lebensverhältnisse“ gewinnt sie sogar an Bedeutung; zumal das Erleben und die Erfahrung von Bindung an die Familie im Sinne erwünschter und erlebter Zugehörigkeit und Umsorgtsein nicht nur ein Schutzraum für die Anfangsjahre, sondern eine unverzichtbare *Ausgangsbedingung* für die künftige Lebensbewältigung der jungen Menschen ist. Bei positiver Verfasstheit vermittelt sie Anregungen für moralisches, geistig-kulturelles und lebenspraktisches Verhalten; *nachhaltig fortwirkend* im Zusammenklang mit der erlebten elementaren Haltgebung in der Herkunftsfamilie; trotz altersbedingter zunehmender Ablösung.

Tatsächlich handelt es sich im Falle von *wohlverstandener* Jugendhilferelevanz nicht vorrangig um „normabweichende“ Auffälligkeiten im *Verhalten* von Kindern oder Jugendlichen, nicht um grobe Vernachlässigung bezüglich Beaufsichtigung und Versorgung, nicht „lediglich“ um eine prekäre soziale Lebenssituation der Familie, *sondern darum*, dass das *Beziehungsgefüge* innerhalb des für sie am meisten bedeutsamen Lebenszusammenhanges, also ihrem *Lebensmittelpunkt*, gestört oder deformiert ist und aus *diesem gravierenden Umstand* heraus Hilfe erforderlich ist.

Diese Konstellation hebt sich in ihrer Dramatik aus zuweilen schlimmen und verzweifelten Situationen, die in Lebensverläufen aus anderen Gründen auftreten können, deshalb besonders heraus, weil *Kinder* ihr gewissermaßen hilflos ausgesetzt sind in dem Sinne, dass sie den Notzustand in diffuser Weise erleben, ihn schon gar nicht als solchen artikulieren können und die *Eltern* diesen selten wahrnehmen oder nicht wahrnehmen wollen, weil Fehlverhalten ihrerseits anteilig vorliegt und sie nicht bereit sind, diese Unzulänglichkeit sich selbst und anderen gegenüber einzuräumen. Damit werden gewissermaßen aus der Innensicht die dramatischen und oftmals traumatischen Folgen der Notlage übersehen oder verniedlicht. Es bedarf in der Regel *Außenstehender*, die Notsituation zu bemerken.

Diese Rolle sollte sich die Jugendhilfe zuschreiben bzw. annehmen. Ihr kommt es zu, im Falle bemerkbarer gravierender Störungen in diesem Beziehungsgefüge

Hilfe einzuleiten, stellvertretend für die Eltern in Verantwortung zu treten und zum „Wohl der Kinder“ in dem Sinne tätig zu werden, für die Kinder soziale, mentale und emotionale Verwurzelung im Lebensmittelpunkt zu gewährleisten; in der Familie oder in einem anderen Lebenszusammenhang.

Wir sahen in dieser Notsituation quasi den „Urtyp“ von Hilfsbedürftigkeit seitens von Kindern und Jugendlichen und gingen zudem davon aus, dass zum *tradierten Ethos des Berufsstandes* die Zuwendung zu Kindern, die von diesem schweren Schicksal betroffen sind, gehörte und gehört. Diese „angestammte“ Aufgabe hat in der Jugendhilfe immer eine Rolle gespielt; ihr gegenüber hat sich der Berufsstand durchgehend verpflichtet gefühlt. Es liegt demnach in der Tradition von Jugendfürsorge, Jugendhilfe oder Sozialer Arbeit, diese Aufgabe weiterhin im Blick zu halten, sie fortzuführen und sich diese Konzeptionalität nicht verwässern zu lassen.

In logischer Fortführung aus der *Veranlassung* ergibt sich die *Handlungskonzeptionalität* der Jugendhilfe ebenfalls aus dem Streben nach *Gewährleistung von Verwurzelung im Lebensmittelpunkt*. Wenn die Kinder oder Jugendlichen in der Familie verbleiben, *assistiert* die Jugendhilfe dabei, bemüht sich um *Wiederherstellung* der Verwurzelung, wobei dieses Bemühen im Erfolgsfalle angesichts der vorausgegangenen Unzulänglichkeiten und Bindungsstörungen nicht selten quasi einen *Neuanfang* erfordert bzw. auf ihn zulaufen muss. Im Falle der Herausnahme aus dem Elternhaus bedeutet der Neuanfang einen Wechsel des Lebensortes, nämlich in einer anderen Familie oder im Heim.

In beiden Fällen liegt die Situation vor, dass die Kinder letztinstanzlich auf die sich verändernden sie umgebenden Lebensbedingungen *angewiesen* sind. Sie sind in der sich neu aufstellenden eigenen Familie, in einer anderen Familie oder im Heim der Gesamtheit des Geschehens unausweichlich ausgesetzt, mit kompakter Wirkung in relativer Abgeschlossenheit, letztlich ohne Rückzugsmöglichkeit. Das ist die herausragende Besonderheit der Verwurzelung im Lebensmittelpunkt. Genau das unterscheidet sie von der Situation in Schule, Freizeitvereinigungen, Internat usw., welcher diese Unausweichlichkeit nicht eigen ist.

Diese Grundsituation birgt Gefahren *und* Chancen; je nachdem, mit welcher Konzeptionalität sie angegangen und bewältigt wird. Das *Angewiesensein* kann zu *Ausgeliefertsein* in den Fängen eines rigiden Regelsystems pervertieren (der „Kampf“ um Regeleinhaltung wird zur Regel; im Heim, in Abwandlung aber auch in einer anderen oder selbst in der eigenen Familie); *aber auch* zu Geborgenheit und lebensbestimmender Aktivitätsanregung führen, *wenn es gelingt*, es im Bewusstsein und Erleben der Kinder und Jugendlichen *umzuwandeln*

in das Gefühl freiwilliger *Zugehörigkeit* zu einer Gemeinschaft, die sie als Lebensort akzeptieren; oder zumindest die neue Situation mit solchen Elementen angereichert ist.

Diese anspruchsvolle Art oder Qualität von Sozialbeziehungen und die Zugehörigkeit jedes Kindes zu ihnen „herzustellen“ oder „wiederzugewinnen“, das ist das, was Jugendhilfe-Intervention im Sinne der sozialpädagogische Aufgabe idealtypisch *leisten soll*, und zwar auf Familie bzw. Heim bezogen. Denn nur unter solchen Bedingungen entwickeln sich starke Bindungen, erleben die Kinder und Jugendlichen Heimischsein als wohltuendes Dazugehören, fühlen sich als Akteure angenommen, in ihrem persönlichen Beitrag entsprechend ihren individuellen Fähigkeiten und Wünschen respektiert und gefordert, entwickeln sie Bereitschaft, an der Gestaltung des gemeinsamen Lebens mitzuwirken, mitzudenken, Verantwortung zu übernehmen. Das ist die Problemlage, mit der Jugendhilfe zu tun hat; und im Kern die sozialpädagogische Indikation, von der sie sich in ihren Aktivitäten leiten lassen sollte.

Dieser Aufgaben- und Bedingungskomplex ist *mit Abstand* der komplizierteste, auf den sich pädagogische Arbeit einlässt; vor allem deshalb, wenn man hinzudenkt, dass er unter den Bedingungen von Jugendhilfearbeit sozusagen über „Dritteinwirkung“ bewältigt werden soll. Das ist ein Vorgang, innerhalb dessen die Risiken immens und die Erfolgswahrscheinlichkeit gering sind. Diesem Bemühen sollte achtungsvoller Respekt entgegengebracht werden.

Wir haben bezüglich dieser Konzeptionalität an die Erfahrungen Makarenkos angeknüpft. Bei ihm ist dieser Gedankengang zu finden. Die Gorki-Kolonie war ein gigantisches erlebnispädagogisches Projekt, wenn man so will; und zwar unter der Bedingung, dass die Jugendlichen in der Kolonie lebten, arbeiteten und lernten, also lebensstatsächlich auf diese Gemeinschaft als ihren Lebensmittelpunkt angewiesen waren. Es war ein Projekt mit Ernstcharakter insofern, als es um die existentiellen Lebensgrundlagen der Gemeinschaft ging, nämlich um Selbstversorgung und später wirtschaftliche Rentabilität. Der erzieherische Effekt beruhte darauf, dass sich bei den Jugendlichen die Überzeugung und das Gefühl herausbildete und festigte, dass sie gebraucht wurden, man auf ihre Mitarbeit angewiesen war. Beurteilung des Verhaltens erfolgte am Maßstab der Wahrnehmung von Verantwortung für die gemeinsame Aufgabenbewältigung. In gemeinsamer Konsensbildung etablierten sich zweckmäßige Strukturen und ein Verhaltenskodex von der Art des „verschworenen“ Einvernehmens in gegenseitiger Verantwortung („Kollektivität“).

Selbst, wenn Zweifel gehegt werden sollten, ob das in der Kolonie lebenspraktisch wirklich so war („Dichtung und Wahrheit“), von diesem Grundgedanken der *Projektorientiertheit* sollte man sich anregen lassen. Bei Hans Thiersch findet sich (vgl. 2012!) die Formulierung, Makarenko sei davon ausgegangen, „dass junge Menschen in Schwierigkeiten dann zu sich selbst finden können, wenn man ihnen Aufgaben zumutet, wenn sie sich an Aufgaben bewähren können, und wenn sie durch diese Achtung vor ihrem Selbstkönnen im sozialen Verbund einen Ort in ihrem Leben – und von da aus in der Gesellschaft – finden“ (Thiersch 2012: 9).

Ich vermute oder behaupte, dass inhaltlich-qualitative Konzipierung auf dieser Linie quasi die Schicksalsfrage der Heimerziehung ist (vgl. Mannschatz 2007). Nur so gewinnt sie Zukunft und Perspektive. Sie darf nicht zur Unterbringung von Kindern und Jugendlichen im Stile wegsteckender Versorgung oder gar Sicherungsverwahrung verkommen oder in einem solchen Zustand verharren. Zugespitzt ausgedrückt: Nicht sollte es heißen „der Junge war im Heim“, sondern „er hat an einem Projekt teilgenommen“; in der Regel auf schulische oder beruflichen Ausbildung bezogen.

Makarenko war auf der richtigen Spur; und es ist ein Unglück für die pädagogische Praxis und Theorie, wenn diese Spuren verwehen.

### Zum Umgang mit den widersprüchlichen Erfahrungen

Konzeptualität ist das eine, ihre Verwirklichung in der Praxis ein anderes. Die Einschätzungen und Beurteilungen von *Heimerziehung* (darauf will ich mich hier konzentrieren) als *Erziehungswirklichkeit* streuen von Erfolgsfeststellung bis zu berechtigter Empörung über Missstände und Versäumnisse; auch in der Erinnerung von Heimkindern. Das trifft auch auf die DDR-Situation zu. Es zeigte sich zum Teil, insbesondere bei kritikwürdigen Zuständen, eine bedauerliche und erschreckende *Differenz* zwischen dem, was konzeptionell *gewollt* war, und dem, was praktisch *getan* wurde.

Um diesen Zustand zu einer *Gesamteinschätzung* weiterzuführen, genügt allerdings nicht die Bezugnahme auf *Einzelerlebnisse*. Diese Schilderungen müssen ernst genommen werden, denn sie werden von Betroffenen vorgetragen, welche für den Wahrheitsgehalt bürgen. Ihre „Hochrechnung“ auf die *allgemeine* Wertung der Praxislage in der Heimerziehung kann aber trügerisch sein, denn sie stützt sich gewissermaßen nur auf „Schlaglichter“, die sich einer *repräsentativen* empirischen Erfassung entziehen. Souveränität und Seriosität in der „Vergangenheitsbewältigung“ ist daraus nicht zu gewinnen. Aufklärung muss vielmehr die *Komplexität* der jeweiligen *Erziehungssituation* in dem be-

treffenden Heim den Blick nehmen und die Tatsache, *dass sich diese von Heim zu Heim unterscheidet*.

Das wiederum ist nicht nur Ausdruck gewissermaßen „örtlicher“ unterschiedlicher Existenzbedingungen und Entwicklungsverläufe, die aus plausiblen Gründen eine „Einheitlichkeit“ als absurd erscheinen lassen, sondern hängt mit *Besonderheiten* von *Erziehungsgeschehen* zusammen, um das es hier schließlich geht. Dieses ist *wesenseigen* hochgradig komplex und eigenartig und eigenständig und demzufolge strukturbedingt *differenziert*; es befindet sich zudem als dynamisch-prozessuales Geschehen in *ständiger* Veränderung. Die Erziehungssituation ist kein Bauwerk, sondern eher gleichsam ein Abschnitt oder eine Stromschnelle in einem fließenden Gewässer. Es taugt deshalb nicht, bei der Beurteilung von einer vorgefassten Schablone auszugehen. Es handelt sich immer um eine *exklusiv-einmalig-spezifische* Situation, um unverwechselbare Originalität einschließlich der ihr inwohnenden Dynamik. Sie verlangt, dass die Impulse, mit denen sich die Erziehenden einbringen, *situationsbezogen* sein müssen. Nicht können angeblich allgemeingültige Methoden zur Anwendung kommen oder „abgearbeitet“ werden. Was heute wirksam ist, kann sich morgen als kontraproduktiv erweisen. „Methodik“ ist *operatives* Vorgehen in dem Sinne, dass Impulse jeweils *der Lage entsprechend* und *zweckgerichtet* zur Beförderung verträglicher Sozialbeziehungen und aktivitätsanregender Stellung jedes einzelnen Kindes eingesetzt werden. Sünkel spricht von „elastischem“ Erzieherhandeln und meint damit die jeweilige Abhängigkeit von methodischer Einwirkung von dem Bündel der Momente der jeweiligen Situation (vgl. Sünkel 2011). Nur die Erzieher „vor Ort“ können, weil sie ihr zugehörig sind, letztlich die gegebene Situation beurteilen und aus ihr heraus agieren. Die Konsequenz daraus besteht darin, dass einerseits den Erziehenden in hohem Maße *Souveränität* für ihre Entscheidungen und Handlungen zugebilligt werden muss, sie andererseits die *Verantwortung* übernehmen müssen für das, was geschieht. Niemand kann oder sollte sie ihnen abnehmen. Sie stehen für die Risiken ein, die damit verknüpft sind; auch in Gestalt von *Unwägbarkeiten*, welche innerhalb des komplizierten Geschehens unvermeidbar auftreten. Sie müssen befähigt sein und werden, die gegebene Situation tiefgründig zu analysieren; und zwar in der Art, dass sie, ausgehend von dem Grundanliegen der Hervorbringung von förderlicher Gemeinsamkeit die *konkreten Umstände* zutreffend erfassen, welche die *Verwirklichung* dieser Absicht in vielfältiger Weise variieren. Das betrifft die jeweiligen Rahmenbedingungen, die allgemeine Bereitschaft für verträgliches und zugleich abforderndes Miteinander, den Ausprägungsgrad von Zugehörigkeit, die sozialpsychische Binnenstruktur, gewachsene Traditionen und aktuelle Stimmungslagen; einen *Kosmos von Gegebenheiten und Zusammenhängen* also, der nur aus einer „Innensicht“ aufgeklärt

werden kann. Die damit verbundene Eigenverantwortung der Erzieher bezieht sich dann auch auf die Konzipierung des weiteren Vorgehens; die als Schrittfolge komplizierter Verflochtenheit im Spannungsfeld von Notwendigkeit und Möglichkeit angelegt sein und sich bewähren muss.

Um aufzuklären, warum es aus „hausgemachten“ Gründen in den einzelnen Heimen zu unterschiedlichen Szenarien erzieherischen Handelns kommt, sollte man sich bemühen, tiefer zu loten, gewissermaßen in die „Topologie“ dieses *spezifisch-pädagogischen* Handlungsraumes einzudringen, dessen Kompliziertheit dadurch gekennzeichnet ist, dass die Kinder „letztinstanzlich“ auf ihn angewiesen sind. Genau das gehört zur sozialpädagogischen Fachlichkeit.

Wenn unter dieser Sicht eine *Gesamteinschätzung* von Heimerziehung (in der DDR) versucht wird, muss man sich eingestehen, dass sie naturgemäß ungenau bleiben muss; wenn nicht eine Methode gefunden wird, die hochgradig differenzierte Lage *empirisch* zu erfassen. Insbesondere die Erfahrung der *Heimerziehung* verweist in besonders hohem Maße auf Vielfalt und Vielgestaltigkeit von Erziehungssituationen. Sie sind vielleicht jeweils *vergleichbar* innerhalb „typischer“ Heimarten; aber sie *gleichen sich nie in der detaillierten Verfasstheit*. Sie weisen jeweils eine unverwechselbare Originalität auf. Heim ist nicht gleich Heim; und das gilt auch für den jeweiligen Zeitpunkt der Betrachtung. Erwachsene und Kinder sind vereint in der Bindung an eine Gemeinschaftlichkeit *spezifischer* Ausprägung, die auf quasi „natürliche“ Weise eine innere Struktur, Verfasstheit und auch einen jeweils aktuellen Zustand hervorbringt und aufweist; wobei man schon genau hinsehen muss, um diese Nuancen zu bemerken.

Annäherungsweise aus meinem subjektiven Überblick meine ich, dass die Varianten des „Gemeinschaftskolorits“ in den Heimen streuen von engagierter Teilnahme an Aufgabenbewältigung innerhalb von „Projektorientiertheit“; über Sich-Einfügen in die vorgefundenen Gegebenheiten, auf welche die Kinder angewiesen sind, bis zu widerwilliger Befolgung von abgeforderten oder erzwungenen Anordnungen. Das äußert sich in gradueller Abstufung der *Bereitschaft* der Kinder zum Mitmachen; und auch in ihrem Erleben der Heimwirklichkeit aktuell und in der Erinnerung.

Ich wage diese *allgemeine* Einschätzung ausdrücklich *unter Vorbehalt*. Sie bezieht sich in der Rückerinnerung auf DDR; aber ist ein „Seitenblick“ auf *heute* so abwegig?

Mit dieser scheinbaren Verlagerung der Verantwortung für die Erziehungswirklichkeit auf die Ebene der „Praktiker“ sollen keinesfalls die Gründe kleingeredet

werden, die aus den *konzeptionellen Vorgaben* ins Spiel kommen. Theoretische Überlegungen und Konzepte wirken in der Praxis, beeinflussen sie, färben sie ein, „kanalisieren“ oder bestimmen das Handeln der Erzieher; mit mehr oder weniger Gewicht; allerdings *nicht* in der Art einer „Kaskadenschaltung“ von oben bis unten (vgl. Jörns 1995), welche die Heimerzieher gewissermaßen als gehorsame und willenlose „Vollstrecker“ erscheinen lassen. Legt man dieses Konstrukt für Beurteilung und Einschätzung der Heimwirklichkeit zugrunde, übersieht man die vielfältigen „Zwischenstufen“, welche in Gestalt von persönlichen Eigenheiten und Motiven, Lebensumständen, Qualifikation usw. der Erzieher ihr Handeln beeinflussen. Das genannte Konstrukt ist zwar gut geeignet, die Wirklichkeit in den Heimen durchweg als Ausfluss des „Unrechtsstaates“ und absichtsvoller Entmündigung der Kinder zu verleumden, geht aber an der Realität vorbei. Die Betrachtungen verlassen die Ebene der qualitativen Eigenart erzieherischen Geschehens und gelangen in die Sphäre ausschließlich *politischer* Auseinandersetzung.

Wenn man die Wirkung theoretischer Überlegungen und konzeptioneller Vorgaben in die Heimwirklichkeit richtig einordnet, dann besteht (auf die DDR bezogen) Veranlassung, selbstkritisch zu prüfen, ob sie richtig, allseitig (alle Teilgebiete betreffend) „durchkonstruiert“ waren, verständlich vermittelt wurden, Zustimmung seitens der Praktiker gefunden haben. Genau das war und sollte weiterhin sein die Form von „Aufarbeitung“, die uns ansteht. *Daraus* könnten Anregungen für heute gewonnen werden.

Gelegenheit müsste uns gegeben werden, einerseits unsere Konzeption in Erinnerung zu bringen und von nachfolgenden Verzerrungen zu befreien, andererseits Erfahrungen vorzutragen hinsichtlich Fehlorientierungen, die uns unterlaufen sind bzw. die wir verschuldet haben. Denn unter der Sicht der Suche nach der sozialpädagogischen Indikation entschlüsseln sich die Widersprüchlichkeiten in der Erziehungswirklichkeit in den DDR-Heimen als *Auseinandersetzung von Konzepten*, und nicht vorrangig als Ausdruck personengebundener Unzulänglichkeiten im Alltagsgeschehen, welche den Erziehern anzulasten sind. Ein Beispiel dafür: Ein aufgeheizter Erörterungspunkt nach der Wende war und ist die schwierige und angeblich desolate Erziehungswirklichkeit in den *Jugendwerkhöfen*; im Unterschied zu den „Normalheimen“. Die Gründe für diese unterschiedliche Verfasstheit wurden von uns seinerzeit erahnt, im Rückblick aber werden sie genauer deutlich: „System der Perspektiven, gemeinsame Aufgabenbewältigung“ (in heutiger Terminologie „Projektorientiertheit“) stellten sich für uns nach anfänglichen Unsicherheiten im Suchverhalten als die *zentrale Achse* eines

erfolgsversprechenden Erziehungskonzeptes heraus, und zwar in dem Verständnis der impliziten lebendigen Dynamik des Heimlebens, entlang von interessanten Vorhaben mit der Folge von Erfahrung von Fortschritten in der Atmosphäre der Zusammengehörigkeit und dem Erleben des jeweiligen individuellen Beitrages jedes Kindes; vor allem aber in Erfüllung dessen Erwartung auf Gewährleistung und Vermittlung von Voraussetzungen für Lebensvorbereitung und Gewinnung einer persönlichen *Lebensperspektive*. Diese Verfasstheit war in der Mehrzahl der „Normalheime“ in ihrer Existenz über Jahrzehnte gegeben und bestimmte deren Profil, und zwar angesichts dessen, dass die Kinder auf das „Projekt“ *schulische Ausbildung* orientiert waren und wurden, welche sie in der Ortsschule gemeinsam mit „Familienkindern“ durchliefen, und dabei der Unterstützung durch „ihr“ Heim gewiss sein konnten. Insofern kann von erfolgreicher Heimerziehung gesprochen werden. Das ist vielfach belegt und spiegelt sich auch in der Erinnerung von ehemaligen Heimkindern wider.

In den *Jugendwerkhöfen* dagegen war die Projektorientiertheit vergleichsweise brüchig, weil die Aufenthaltsdauer nicht mehr als ein bis zwei Jahre betrug und die *berufliche Qualifizierung* (welche in jedem Jugendwerkhof angeboten wurde) sich auf *Anlernberufe* beschränken musste, wobei nach Lage der Dinge nicht einmal in jedem Falle in Aussicht stand, dass diese Tätigkeit nach der Heimentlassung in der betreffenden Region ausgeübt werden konnte. Der Versuch, Projektorientiertheit für die Jugendlichen aus Einbindung ihrer Arbeitstätigkeit und Teilausbildung in *Betriebskollektive* zu gewinnen, gelang nur in Einzelfällen. Er wurde als „Gesamtlösung“ von uns aufgegeben, da sich herausstellte, dass Betriebe weniger an Auszubildenden als an Arbeitskräften interessiert waren. *Projektorientiertheit* als langfristiges und strukturbestimmendes Konzept (wie z.B. in der Gorki-Kolonie) stieß an die Grenzen der etablierten „Heimart“ Jugendwerkhof. Für die Jugendlichen konnte eine den Kinderheimen vergleichbare akzeptable persönliche Perspektive *nicht entwickelt werden*.

Darin sehe ich den tieferen Grund für Unzulänglichkeiten, Missstände und Erfolglosigkeit in dieser Heimart, die sich (nicht in allen dieser Einrichtungen) der Verfasstheit in einer Totalen Institution angenähert hat und sich in der Erinnerung von Heimkindern als abgeforderte Disziplinunterwerfung widerspiegelt. Unsere fehlerhafte konzeptionelle Vorstellung oder hoffnungsvolle Erwartung, dass der Aufenthalt im Jugendwerkhof für die Jugendlichen eine persönliche akzeptable Perspektive anbahnen könnte, haben wir in ihren Auswirkungen nicht erkannt und nicht aufgegeben. Es ging also durchaus um „innere Gesetzmäßigkeiten“, welche die Arbeit pervertiert haben; auf welche sich allerdings äußere Gegebenheiten förderlich oder hemmend auswirken. Ich bemerke das mit Hinweis auf die

Ausführungen von Michael Lindenberg in diesem Heft. Es ging um die eingeschränkte Möglichkeit der Anbahnung oder Hervorbringung einer akzeptablen persönlichen Lebensperspektive für die Jugendlichen, welche allein Grundlage ist für ein Grunddesign von Erziehung, das auf Verwurzelung in einem Beziehungsgefüge mit dem Stellenwert des Lebensmittelpunktes abzielt. Ich bemerke oder beklage also eine Abweichung von unserer vorgefassten Konzeptionalität.

Wie daraus eine Rechtfertigung der Jugendwerkhof-erziehung abgelesen werden kann, ist für mich unverständlich; schon gar nicht die Bemerkung, dass ich mich verstricke in die Rechtfertigung von geschlossener Unterbringung. Jugendwerkhöfe waren offene Einrichtungen. Es gab in der DDR nur einen geschlossenen Jugendwerkhof; nämlich den in Torgau. Gegen diese Fehlentscheidung habe ich mich seinerzeit vor der Schaffung von Torgau ausgesprochen (allerdings ohne Erfolg); und kritisch und selbstkritisch nach der Wende, zum Beispiel 1994 in meinem später umstrittenen Beitrag im „Grundkurs“, und zwar mit Begründungen, die auch Lindenberg berechtigt anführt. Das sollte billigerweise nicht übersehen werden.

Weitere Beispiele für taugliche oder untaugliche Konzeptionen könnten angeführt werden; sich vor allem gruppierend um das Verständnis von *Kollektiverziehung* als das Bemühen, die Kinder und Jugendlichen über Teilhaftigkeit an Aufgabenbewältigung in eine lebendige Dynamik des Zusammenlebens einzubeziehen, ihnen innerhalb grundstämmiger Verträglichkeit im Miteinander Halt zu geben und Geborgenheit zu gewährleisten, ihnen aus einer niveaувollen geistigen und kulturellen Atmosphäre heraus Anregungen zu vermitteln, ihnen Freiräume für individuelle Bestrebungen einzuräumen, bei ihnen eine stabile *Selbstmotivation* auszuprägen, vor allem als die Fähigkeit und das Bestreben, sich selbst Aufgaben zu stellen, den je eigenen Stil zu finden, mit dieser Aufgabenstellung im verträglichen Kontakt mit anderen umzugehen; nicht zuletzt dem zutiefst menschlichen Bedürfnis folgend, in der relevanten Sozialumgebung angenommen zu werden und Anerkennung zu erfahren.

### Schlussbemerkungen

Ich komme auf den thematischen Zusammenhang dieses Heftes zurück. Mein Beitrag fügt sich insofern in das Gesamtbild ein, als ich als *fachlich Verantwortlicher* mein damaliges Handeln reflektiere und dazu beitrage, bestimmte historische Facetten für heutige Auseinandersetzung in Erinnerung zu bringen. Ich bin mir bewusst, dass ich damit ein reichlich „vermintes“ Erörterungsfeld be-

trete und sicherlich Widerspruch provoziere. Daran bin ich aber mittlerweile gewöhnt und versuche, die damit verbundenen persönlichen „Blessuren“ zu überstehen gemäß der flapsigen Weisheit: „Ist der Ruf erst ruiniert, lebt es sich ganz ungeniert.“ Ernsthaft gesprochen: Ich maße mir nicht an, Vorschläge oder angedachte Lösungen für heutige oder künftige Jugendhilfe und Heimerziehung einzubringen. Dafür fehlt mir der Überblick und kommt mir keine Kompetenz zu. Ich will lediglich *Anregungen* vortragen aus einem verschütteten Denkhorizont, die vielleicht hilfreich sein könnten. Sie münden in die Aufforderung, dass sich die sozialpädagogisch-wissenschaftliche Fachwelt im Interesse des *Weiterdenkens* von der ausschließlich *politischen Inszenierung* der Auseinandersetzung zwischen Ost und West lösen möge und sich den *Denkfiguren im Problemhintergrund* zuwendet, welche übergreifend für beide Tätigkeits- und Erfahrungsbereiche eine Rolle gespielt haben. Ich habe das vor allem auf *Positionierung* der Jugendhilfe bezogen; in unserem Falle auf die *sozialpädagogische Aufgabe* in ihrem Stellenwert als sozialpädagogische Indikation. Ich halte diese Bestimmung für tragfähig für *heutiges* Nachdenken; betone aber ausdrücklich, dass ich diese Bemerkung *unter Vorbehalt* ausspreche.

Die Erörterung von Denkfiguren im Problemhintergrund hat nach der Wende durchaus eine Rolle gespielt; anfänglich eher mit der Tendenz der Abgrenzung und Gegenüberstellung; beispielsweise hinsichtlich der Fragestellung *Verhältnis von Prävention und reaktiver Intervention* („unterschiedliches Jugendhilfeverständnis“); *Hilfe und Kontrolle* („Kontrolle statt Hilfe“ als Kampfbegriff gegen die DDR); *Gemeinschaftserziehung versus Individualerziehung* (als „Abgrenzung“ von Kollektiverziehung).

Weitere Denkfiguren offenbaren sich in der *aktuellen* Erörterungsarena, nicht zuletzt in dieser Zeitschrift (z.B. Heft 127), zu denen man sich aus der DDR-Erfahrung äußern könnte. Weitere wiederum berühren *Grundsätzliches* im Sinne von Einbindung von pädagogischen Positionen in hegemoniale Machtstrukturen in BRD und DDR sowie die daraus abgeleitete Frage des Verhältnisses von Politik und Erziehungswirklichkeit, welche auf die Erkundung hinausläuft, was Erziehung eigentlich ist. Diese Erörterung übersteigt aber die Möglichkeiten eines Artikels; aus Platzgründen, aber vor allem aus der erforderlichen thematischen Begrenzung. Vielleicht kommt man an anderer Stelle dazu ins Gespräch; man kann es aber auch bleiben lassen. Diesbezüglich ist Spielraum für freie Entscheidung gegeben; selbstverständlich unter gebührender Beachtung der jeweiligen Umstände.

### Literatur

- Gadow, Peucker/Pluto, van Santen/Seckinger 2013: Wie geht's der Jugendhilfe? Weinheim
- Hoffmann, Julius 1981: Jugendhilfe in der DDR. München
- Jörns, Gerhard 1995: Der Jugendwerkhof im Jugendhilfesystem der DDR. Göttingen
- Mannschatz, Eberhard 2002: Jugendhilfe in der DDR – Autobiographische Skizzen aus meinem Berufsleben. Berlin
- 2003: Gemeinsame Aufgabenbewältigung als Medium sozialpädagogischer Tätigkeit – Denkanstöße für die Wiedergewinnung des Pädagogischen aus der Makarenko-Rezeption. Berlin
- 2007: Heimerziehung – Zum Problemhintergrund einer umstrittenen Betreuungsförm. Berlin
- Sünkel, Wolfgang 2011: Erziehungsbegriff und Erziehungsverhältnis. Weinheim/München
- Thiersch, Hans 2012: Erziehungshilfen im Spiegel der Geschichte. In: Forum Erziehungshilfen Heft 1/2012

Eberhard Mannschatz, Weißensefelder Str. 18, 12627 Berlin  
E-Mail: eberhard.mannschatz@gmx.de



Timm Kunstreich

## „Ihr wollt unser Bestes? Ihr kriegt es nicht!“<sup>1</sup>

Notate zur Abschaffung der Heimerziehung

Die folgenden Notate sind Anmerkungen, die eigentlich als Fragestellung formuliert sein müssten und die, jede für sich, einer ausführlichen Begründung bedürften, ebenso wie der Zusammenhang zwischen ihnen. Um Argumente zur Abschaffung der Heimerziehung jedoch zuzuspitzen, stehen die Passagen (relativ) unverbunden nebeneinander. Der Zusammenhang von „praller Lebensbewältigung“ (Notat 1), von „Transversalität“ als Ansatz zu raffinierter Herrschaft und zugleich zu ihrer Subversion (Notat 2), von der Perspektive auf die DDR als Raum ungenutzter Möglichkeiten (Notat 3) mit einer Begründung Sozialer Arbeit, die auf unveräußerlichen Rechten statt auf Korrektur von abweichendem Verhalten (Notat 4) basiert, muss, kann oder darf die Leserin und der Leser selbst herstellen.

### Marias Bericht

Das ist hier nicht Schnelsen, das ist hier Spanische Furt. Wir haben nichts mit Schnelsen zu tun. Silvester ist es bei uns ziemlich aufregend. Da bauen wir Scheiße, ganz klipp und klar. Das ist der einzige Tag, an dem wir etwas machen können. Das ist der einzige Tag, an dem sich ganz Schnelsen versammeln kann, jedenfalls die Jugendlichen. Wir stehen an der Bushaltestelle, die ganzen Gruppen, da ist zum Beispiel die ältere Gruppe – so von 17/18 bis Mitte 20 – dann die Jüngeren. Die Spanische Furt hat fünf Generationen. Da sind einmal die 35-Jährigen, dann sind das die 27-Jährigen, dann sind das die 23-Jährigen, dann sind das die 19/20-Jährigen, und die letzten sind wir – nach uns kommt keiner mehr. Die nach uns sind ziemlich gut erzogen worden. Die trauen sich nicht. Die haben keinen Mut, und deshalb sind wir die letzten. Wir sind jetzt auch in einem Alter, wo wir uns sagen, was machen wir da für einen Scheiß und warum. Wir sind doch schon alt genug. An Silvester machen nur die letzten drei Generationen etwas. Das Besondere daran ist, dass sich

---

1 Graffiti auf einem besetzten Haus Anfang der 80er Jahre in Berlin



bis auf die Ältesten alle Gruppen versammeln. Wir sind acht Geschwister und in jeder Gruppe ist einer von uns, aus unserer Familie. Bei allen fünf Generationen ist jemand, ich bin die Letzte, ich bin die Jüngste.

So gegen 23:00 Uhr sind wir alle versammelt an der Bushaltestelle an der Spanischen Furt, machen die Wege kaputt und anderes. Ganz berühmt ist das, was wir mit den Mülltonnen machen, dass wir sie anstecken. Die (Leute von der Hausverwaltung) schütten da zwar eimerweise Wasser rein, aber bislang haben wir die Container immer zum Brennen gekriegt. Da sind dann auch immer ganz viele Deutsche dabei, die auch älter sind und die Alkohol trinken. Die machen dann auch mit, da gehen dann auch Flaschen zu Bruch usw. Das ist der einzige Tag, an dem wir uns frei fühlen. Wir sind dann so ein Haufen, da kann auch die Polizei nichts machen. Und das ist ein gutes Gefühl. Wenn da einer Stress bekommt, greifen wir alle ein und zwar die ganze Spanische Furt. Und es sind ja auch Leute, die haben alle etwas zu tun, die sind in der Ausbildung oder haben eine Ausbildung gemacht. Das ist der einzige Tag, an dem wir richtig die Sau rauslassen können.

Was sonst noch gut in Schnelsen ist, dass jeder jeden kennt, Schnelsen ist ein Dorf. Jeder kennt sich und es ist respektlos, wenn man, ohne „Hallo“ zu sagen, aneinander vorbeigeht. Das ist das Schlimmste bei uns, das macht man nicht. Wenn da eine Gruppe steht und ich einfach so vorbei gehe, ohne „Hallo“ zu sagen, dann ist es respektlos. Das bringt man auch jedem bei, der hierher zieht. Als Sara hier neu her gezogen ist, habe ich bei ihr geklingelt und gesagt: „Es ist besser, wenn du in unsere Gruppe kommst, als wenn du an die falschen Leute geräts.“

Das bestätigt Sara, die erst vor kurzem aus Wilhelmsburg nach Schnelsen-Süd zugezogen ist und berichtet:

In Wilhelmsburg sieht man Jugendliche, die sich immer besaufen bis zum geht nicht mehr; mag sein, dass es sowas auch hier gibt, aber nicht so extrem. Hier gibt es Sachen, hier respektiert man einen, wie er ist; man sagt: „Hallo.“ In Wilhelmsburg gab es sowas nicht. Dass man jemanden „Hallo“ sagt, auch wenn man ihn kennt, dass man ihn anspricht. Oder eben etwas sagt. Man hat sich mehr schief angeguckt. Selten war es, dass man „Hallo“ zueinander sagt, da gab es keinen Respekt. Da wurden nur alle angemacht.

Auch Maria unterstreicht diese besondere Bedeutung von Respekt, der allerdings nur denen entgegengebracht wird, die im Viertel wohnen:

Man muss Respekt haben. Das haben auch alle, außer den Kleinen, die 13- oder 14-Jährigen. Bis vor drei Jahren war es zum Teil so, dass Leute aus anderen Stadtteilen herkamen an unsere Bushaltestelle. Denen habe ich ganz klar die Frage gestellt: „Was wollt ihr hier?“ Dann habe ich mit denen auf den nächsten Bus gewartet und habe sie dann rausgeschmissen. Das habe ich mit 15 gemacht. Wir verstehen uns nämlich nicht mit den anderen Stadtteilen. Die haben selber ihr Stadtviertel und sollen dort bleiben, wo sie hin gehören ...

Vor zwei oder drei Jahren, damals haben wir die Luruper geschlagen. Da war etwas passiert und da haben wir verabredet, uns auf dem großen Fußballplatz zu

treffen. Die sagten: „Ganz Lurup kommt“, da sagten wir: „Die ganze Spanische Furt kommt, das reicht.“ Ich habe einen Baseballschläger mitgenommen. Da fragten die Luruper: „Was sollen die Mädchen hier?“ Wir waren über 50 Mädchen. Und dann ging es aufeinander los, auch die Luruper hatten Mädchen mit. Und dann ging es aufeinander los, das war das beste Erlebnis, was ich je hatte. Schnelsen hat natürlich gewonnen. Dass war das tollste Erlebnis“ (Kunstreich 2012: 29).

Aus der Perspektive des 10-Säulen-Präventionsprogrammes gegen gewaltbereite und aggressive Jugendliche des Hamburger Senats hätte Maria alle Chancen, zur „Intensivtäterin“ zu werden. Dank einer stützenden und respektvollen Einbettung in ihren Freundeskreis und in die verlässliche Akzeptanz der Offenen Jugendarbeit ist sie stattdessen dabei, eine eigenwillige und nie langweilige Lebensperspektive für sich zu entwickeln. Eine derartige Einbettung wird in dominierenden Handlungskonzepten fallbezogener Sozialer Arbeit kaum beachtet, während eine reduktionistische Psychologisierung von Verhaltensdefiziten die langen Listen der Beobachtungsbögen zu gewaltbereitem Verhalten füllt. Eine Fall-hervorbringende Interpretation von Marias Verhalten, die zur Schlussfolgerung kommt, dass man die Jugendliche aus ihrem schädlichen Milieu herausnehmen und – da sie unbändig und aggressiv ist – in die Haasenburg nach Brandenburg geschlossen unterbringen muss, würde jedes Interventionsteam fertig bringen, das zur eigenen Auslastung noch einen Fall braucht.

Eigensinnige Einbettung aber als Ausgangspunkt eines emanzipatorischen Selbstverständnisses braucht einen Perspektivwechsel. Grundsätzlich ist jeder subjektorientierte Ansatz dazu in der Lage, ein Ansatz aber, der Individualität als „Gruppen- Subjektivität“ versteht, scheint besonders geeignet, die Transversalität menschlicher Tätigkeit in den Mittelpunkt seiner Analysen zu stellen.

Marias Bericht aus der Perspektive von Transversalität (transversal = querliegend) zu interpretieren bedeutet deshalb, sich auf die Suche zu begeben

nach einer neuen Subjektivität, einer Gruppensubjektivität, die sich nicht als Ganzes einschließen lässt, das prompt mit der Konstitution eines Ich oder, schlimmer noch, eines Über-Ich reagiert, sondern sich auf mehrere Gruppen zugleich erstreckt, die teilbar und multiplizierbar sind, die miteinander kommunizieren und die jederzeit aufgelöst werden können ... Das Individuum seinerseits ist eine solche Gruppe (Deleuze 1976: 7).

Zentraler Ausgangs- und Bezugspunkt von Transversalität ist die Vorstellung einer *relationalen Individualität*, die sich nur dadurch als einzigartig und besonders erleben kann, indem sie Mitglied/Member in vielfältigen sozialen Gruppierungen ist. In jeder dieser Relationen ist das „Ich“ des Gruppensubjekts ein anderes, vergleichbar den unterschiedlichen „Ich“ in Martin Bubers Grundworten Ich-Es bzw. Ich-Du (Buber 2006: 7; vgl. Kunstreich 2009). Dieser Ansatz

verwirft alle Vorstellungen, „das Individuum als geschlossenes System anzusehen“ (Falck 1997: 13). Die damit verbundene soziale Konfiguration habe ich in anderem Zusammenhang ausführlich als „Sozialität“ entwickelt (Kunstreich 2000: 10ff.). „Dauerhaftes Verbundensein und bedingter Zugang“ (Falck 1997: 23) kennzeichnen Sozialitäten ebenso wie eine „Pädagogik des Sozialen“, in der Bildungsprozesse im Vordergrund stehen, die ohne Vermittler auskommen, sondern sich direkt im „Handgemenge des Alltags“ realisieren.

Mit Bezug auf Marias Bericht kennzeichnen Sozialitäten folgende Merkmale:

- Gedanklicher und empirischer Ausgangspunkt sind aktive handelnde Personen, die sich ihrer Einmaligkeit dadurch versichern, dass sie Mitglied in unterschiedlichen Sozialitäten sind. Marias Einteilung der verschiedenen Gruppierungen erfolgt nur scheinbar nach objektiven Kriterien des Alters. Sie kennt die damit gemeinten Personen und deren tatsächliche Beziehungen untereinander.
- Nur wenige Sozialitäten dauern ein ganzes Leben lang. Im Gegenteil, die meisten sind auf biographische Phasen, räumliche Zusammenhänge (Ausbildung, Studium, Betriebszugehörigkeit) und kulturelle sowie politische Interessen beschränkt. Ändern sich Räume, Zeiten und Interessen, ändern sich die Sozialitäten entsprechend. Sozialitäten existieren also nur in den sie realisierenden Aktivitäten. So nehmen nicht mehr alle Sozialitäten an der „Silvesterfeier“ teil, sondern nur noch die, die sich das trauen (auch wenn sie eigentlich schon zu erwachsen sind). Die dazugehörigen „kleinen Narrative“ markieren die Besonderheit der eigenen Sozialität und damit auch die Abgrenzung zu anderen.
- Sozialitäten haben unterschiedliche Bedeutungen. Eine von ihnen wird in der Regel als dominierende Sozialität erlebt, als ausschlaggebend für Struktur und Inhalt der anderen. Maria unterscheidet die verschiedensten Sozialitäten danach, ob sie sich an der Silvesteraktivität beteiligen. Die Sozialitäten selbst werden wahrscheinlich (auch) andere Aktivitäten in ihrem Mittelpunkt stellen.
- Sozialitäten sind immer transversal, d.h. sie bilden sich quer zu hegemonialen Institutionen von Familie, Schule, Betrieb, Partei usw. (Weigand/Hess/Prein 1988: 251) Sie sind aber auf formelle Mitgliedschaften bzw. Teilhabemöglichkeiten in diesen angewiesen – nicht nur wegen der Notwendigkeit der Reproduktion, sondern auch, weil sich hier die wahrscheinlichste Chance der Kontaktaufnahme ergibt, d.h. der Aufnahme von Mitgliedschaften in neuen Sozialitäten.

Die unterschiedlichen Querverbindungen, Verschachtelungen, Berührungspunkte und Konflikte in und zwischen Sozialitäten nennt Guattari die „Ko-

effizienten der Transversalität“ (1976: 48), die sich entweder in Richtung einer „Subjektgruppe“ entwickeln oder in die einer „unterworfenen Gruppe“ bzw. „Objektgruppe“. Dabei ist Gruppe nicht als feste Größe oder soziale Schließung zu verstehen, sondern als Sozialität im eben skizzierten Sinne und damit als Synonym für spezifische und konkrete soziale Beziehungen (Weigand/Hess/Prein 1988: 246). Beide „Formatierungen“ gibt es je nach Situation in jeder Sozialität; sie bilden jeweils einen Pol, zwischen denen Transversalität oszilliert. „Die Subjektgruppe bemüht sich, Einfluss auf ihr Verhalten zu nehmen, sie versucht, ihr Objekt zu erhellen, und setzt bei dieser Gelegenheit die Mittel für eine solche Aufklärung frei (wie die jugendlichen Sozialitäten in der Silvesternacht – TK) ... Die unterworfenen Gruppe verfügt über eine solche Perspektive nicht: Sie erleidet ihre Hierarchisierung im Zuge ihrer Anpassung an andere Gruppen. Von der Subjektgruppe könnte man sagen, dass sie etwas *ausdrückt*, während für die unterworfenen Gruppe gilt, dass ‘ihre Botschaft gehört wird’ – gehört, ja, man weiß allerdings nicht wo noch von wem, in einer unbestimmten seriellen Kette“ (Guattari 1976: 43f., Hervorhebung i.O.). In ihren Aktivitäten jenseits des Silvesterabends können diese Subjektgruppen zu unterworfenen Gruppen werden. Die „neue Subjektivität“ fragt also nicht nach dem „identitären Kern“, sondern hebt die unterschiedliche Vielfalt von Subjektivität hervor, je nachdem, in welchem Kontext die Interaktionen realisiert werden. Gerade dadurch gewinnt der Silvesterabend seine besondere Bedeutung.

Die Art und Weise, wie die beiden Pole „Subjektgruppe“ und „Objektgruppe“ miteinander in Beziehung bzw. im Konflikt stehen, präzisiert sich im Verhältnis von Vertikalität und Horizontalität. Nur so gelingt es, das Gefühl der Freiheit und der widerständigen Aktivität nicht „in der verdummenden Mythologie des ‘Wir’ [...] verschwinden (zu lassen)“ (Guattari 1976: 53). Vielmehr versteht sich Transversalität als Gegensatz zu Vertikalität und Horizontalität,

- „– einer Vertikalität, wie man sie etwa im Schaubild der Struktur einer Pyramide [...] findet (hier also die Ordnungskräfte von Polizei, Feuerwehr und Hausverwaltung, die für die jugendlichen Sozialitäten die sie unterdrückende herrschaftliche Ordnung symbolisieren – TK);
- einer Horizontalität [...] wo die Leute sich, so gut sie können, mit der Situation arrangieren, in der sie sich befinden (hier also das planlos geplante Zusammenkommen unterschiedlicher Sozialitäten zu Silvester – TK)“ (a.a.O.: 48).

Was in einer Situation als vertikal, was als horizontal gilt, entscheiden die subjektiven Erlebensweisen der an der Situation Beteiligten bzw. die Art und Weise, wie diese darüber (auch mit Dritten) kommunizieren. Dabei wird sowohl ein vertikaler Funktionalismus oder Strukturalismus als auch ein naiver horizonta-

ler Interaktionismus abgelehnt. „Die Transversalität soll beide Sackgassen überwinden: die der reinen Vertikalität und die der einfachen Horizontalität. Ihrer Tendenz nach verwirklicht sie sich dann, wenn maximale Kommunikation zwischen den verschiedenen Ebenen und vor allem in verschiedenen Richtungen vor sich geht“ (a.a.O.: 49). Wichtige Aspekte einer derartigen, von Vertikalität gerahmten Horizontalität hebt Maria unter dem Thema „Respekt“ in ihrem Bericht hervor.

In dem Austarieren von Horizontalität und Vertikalität müssen die Akteure diese in ihrer Ambivalenz nicht nur ertragen, sondern als „Koeffizienten der Transversalität“ auch in irgendeiner Weise aktiv gestalten. Diese Verquickung wird noch deutlicher, versucht man die in diesen Verstrickungen enthaltenen „manifesten Inhalte“ von ihren „latenten“ zu unterscheiden und zu dechiffrieren. Auf der manifesten Ebene geht es um „action/Randale/Brandstiftung/Störung der öffentlichen Ordnung“ (je nach vertikaler Perspektive), auf der latenten um Anerkennung und Entwertung, um Zuneigung, Macht und Gewalt, um Liebe, Angst und Isolation. „Diese latente Instanz wollen wir als Gruppenwunsch definieren ... die Gruppenphantasie ist ihrem Wesen nach symbolisch, gleichgültig, welche Bilderfabriken sie im Schlepptau hat“ (Guattari 1976: 44f.). Hier geht es offensichtlich um Bilderfabriken der „guten/richtigen Jugendlichen“, der „Freiheit“ oder der „Anständigkeit“. Der Gruppenwunsch als latenter Inhalt einer sich auch in gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen positionierenden Sozialität wird in der geschilderten Bedeutung des Respekts und der Auseinandersetzung mit Jugendlichen Szenen aus anderen Stadtteilen besonders deutlich.

## Machiavellis Plan

„Bei Gott, Bürger Machiavell ist ein kluger Mann. Wir ernennen ihn zur Exzellenz Jugend- und Sozialminister und beauftragen ihn, das teuflische Kunststück der Heimerziehung durchzuführen. Er – schlau wie er ist – studiert keineswegs als Vorbereitung die Methodik der Einzelfallhilfe oder des Caseworks, bucht keine einzige Fortbildung bei Prof. Schraper, hat eine diabolische Art, Burkhard Müllers „Sozialpädagogisches Handeln“ zu loben, ohne es zu lesen, aber er hat die Psychoanalyse profund kapiert und hält den Sozialräten und Leitenden SozialarbeiterInnen seines Ministeriums ungefähr folgende Programmrede (gekürztes Stenogramm):

‘Dieses, unser Ziel, zu erreichen, schlage ich Ihnen folgende organisatorische Maßnahmen vor. Sie müssen nämlich verstehen, dass die Organisation der Heimerziehung das entscheidende Problem ist, das wir konsequent und unerbittlich unserem Einfluss restlos vorbehalten müssen, während wir die Methoden der Heimerziehung, den Einsatz von Medien, selbst Supervision beruhigt den Systemikern, den Ideologen der ‘hilflosen Helfer’, ja selbst der Redaktion der Zeitschrift Widersprüche

überlassen können. Doch werde ich auch hier taktisch vorgehen. Fordern sie zum Beispiel mehr Weiterbildung, lassen wir lange um sie kämpfen und gewähren sie in Form von Konzessionen immer dann, wenn wir eine Ablenkung der Aufmerksamkeit von Wichtigerem für nötig erachten ...“ (Textvariante nach Siegfried Bernfeld 1925/2013: 84ff.).

Lange Jahre schien es auch im Mainstream der Sozialen Arbeit klar zu sein, dass Heimunterbringung zwar notwendig, aber nicht sehr lebenswelt-nah ist, weshalb Wohngruppen und Jugendwohnungen sowie Kinderhäuser entstanden, in denen Kinder und Jugendliche so leben sollten wie „alle Kinder“ in unserer Gesellschaft –, was für sich genommen noch kein sehr verheißungsvolles Versprechen war und ist.

Unstrittig aber war, dass *geschlossene* Unterbringung von Kindern und Jugendlichen nicht nur unsinnig und kontraproduktiv ist, sondern immer nur als „Notbremse“ in einer anders institutionell nicht zu beherrschenden Situation praktiziert werden sollte. Das war auch das eindeutige Ergebnis verschiedener DJI-Projekte Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre, in denen auch konzeptionell klar wurde, dass es keine Verbesserungen innerhalb der geschlossenen Unterbringung geben kann, sondern nur ihre Abschaffung. Das Konzept „Sich am Jugendlichen orientieren“ (vgl. Hekele 2005) ist z.B. daraus entstanden und ein bis heute in der Praxis sehr anerkannter Ansatz.

Ohne auf diese Befunde einzugehen, ändert sich mit dem 11. Kinder- und Jugendbericht 2002 die hegemoniale Deutung der geschlossenen Unterbringung. In der Pose des Tabu-Bruchs wurde auf die Notwendigkeit, aber auch auf die angebliche Sinnhaftigkeit und auf die Erfolge geschlossener Unterbringung hingewiesen.

„Derartige Hinweise (gemeint sind kritische Einwände) provozieren die Frage, ob die weitgehende Tabuisierung der geschlossenen Unterbringung in den letzten Jahren nicht mittlerweile dazu geführt hat, dass Kinder und Jugendliche in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und Jugendliche in die Strafanstalten abgeschoben werden, nur weil die Kinder- und Jugendhilfe keine geeignete Plätze anbieten kann“ (11.KJB 2002: 240).

Dass diese Vermutung empirisch falsch ist, dazu hätte ein Blick in die Studie über die Konsequenzen der Abschaffung der geschlossenen Unterbringung in Hamburg gereicht, die 1988 durchgeführt wurde und die deutlich belegt, dass auf die Abschaffung der geschlossenen Unterbringung nicht nur *keine* Steigerungsraten in U-Haft und Jugendpsychiatrie folgten, sondern – im Gegenteil – dass auch dort die Einweisungszahlen zurückgingen. Das war nicht zuletzt ein Erfolg „transversaler Verständigung“ zwischen den Beteiligten Einrichtungen und Professionen (vgl. Köttgen 2008).

Ist aber der erste Schritt zur Legitimation der geschlossenen Unterbringung gemacht, ist es nicht schwer, sich öffentlich als wissenschaftlicher Hüter von Sicherheit und Ordnung anzubieten:

„Die Kinder- und Jugendhilfe darf sich dabei nicht allein auf die öffentlichen Problemdefinitionen verlassen, sondern ist gefordert, auf der Basis der eigenen fachlich begründeten Kriterien Gefährdungspotenziale zu erkennen und entsprechend tätig zu werden“ (11. KJB 2002: 239). Dann ist es konsequent, „dass Delinquenz von Kindern und Jugendlichen pädagogische Antworten provoziert, die eher etwas mit Erziehung, sozialer Kontrolle, Intervention bzw. Eingriff, Grenzsetzung und Normverdeutlichung zu tun haben [...] Jenseits dieser rechtlichen Voraussetzungen sind Einrichtungen mit Angeboten der geschlossenen Unterbringung aufgrund der Differenzierungen in der Ausrichtung auf eine Zielgruppe, der Indikation, dem Grad der Geschlossenheit, der Maßnahme und der gesamten therapeutischen, sozialpädagogischen Konzeption nicht von anderen Leistungen im Rahmen der Hilfen zur Erziehung eindeutig abzugrenzen. Im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe haben sich fließende Übergänge zwischen ‘offenen’, ‘halb offenen’, ‘individuell-geschlossenen’ und ‘geschlossenen’ Formen der Betreuung herausgebildet.“ (a.a.O.: 239f.).

Weiterhin wurde darauf hingewiesen, dass es sich nur um eine geringe Zahl von Plätzen handele und nur um eine verschwindende Minderheit von Kindern und Jugendlichen.

In der Folgezeit intensiviert sich die Debatte um die „Bekämpfung von Aggression und Gewalt“ von Kindern und Jugendlichen. „Zwang“ war nun kein angebliches Tabu mehr, sondern eine erzieherische Notwendigkeit (vgl. die Diskussion in den Heften 106 (2007) und 113 (2009) der Widersprüche). Besonderes Gewicht kommt dabei den Forschungen des Deutschen Jugendinstituts zu, mit denen belegt werden kann, dass selbst aus repressiven Situationen noch pädagogischer Gewinn gezogen werden kann, zumindest rückblickend. Auch hier schimmert die Pose des Tabubruchs und der Stolz darauf durch. Hinter aller scheinbaren Orientierung an den Interessen von Kindern und Jugendlichen wird aber immer wieder deutlich, dass es sich hier um ein Steuerungs- und Disziplinierungsinstrument handelt, mit dem man zur Not auch „Hilfe androht“ und das zu fast propagandistischen Aussagen verführt:

„Die immer noch starke Nutzung der Heimerziehung in Deutschland kann durchaus als Vertrauensbeweis seitens der Jugendbehörden und der Eltern in ein insgesamt qualifiziertes stationäres Betreuung-, Erziehung- und Bildungssystem betrachtet werden“ (14. KJB 2013: 349). Ausführlich werden im Folgenden die Ergebnisse der retrospektiven Befragung von Kindern und Jugendlichen durch das DJI dargestellt, in der – wen wundert es – rückwirkend Sinn in der geschlossenen Unterbringung entdeckt wird. Auch die Schlussfolgerung verwundert deshalb nicht:

„Und es bedarf einer kind- und jugendorientierten Heimpädagogik, die vom Mittel des Freiheitsentzuges für eine kleine Zahl hochbelasteter und beschädigter Kinder oder Jugendlicher sehr restriktiv Gebrauch macht. Die Gefahr für die Heimerziehung als System (wegen Sogeffekten und einer möglichen Eskalationslogik sozialpädagogischer Intervention) geht von den bundesweit aktuell 375 Plätzen eher weniger aus. Die größte Gefahr ist im politischen und medialen Debatten zu sehen, die dieses Angebot als Straflager und sichere Bewahrung zum Beispiel für delinquente Kinder zweckentfremden wollen“ (a.a.O.: 350).

Es ist schon erstaunlich, dass erfahrene Wissenschaftler die Eskalationslogik klein reden, wo doch jede einigermaßen kritische Untersuchung belegt, dass, solange es einen einzigen geschlossenen Platz in der Heimlandschaft gibt, eine Verlegungs- und Abschiebep Praxis praktiziert (oder mit ihr gedroht) wird (vgl. Kunstreich 2001: 259ff.). Diese Ignoranz verweist auf ein grundsätzlicheres Problem. In der gesamten Argumentation der Berichte und Evaluationen zur geschlossenen Unterbringung fällt auf, dass in der Beschreibung von Situationen und Prozessen, die zur Einschließung führen, wahre Kunststücke von Sprachformulierungen vollbracht werden, um Kinder und Jugendliche „emphatisch“ zu verstehen, sie tatsächlich aber in einer Weise zu etikettieren, die den Anteil der Institutionen und des professionellen Handelns an den Maßnahmekarrieren verleugnet, verdeckt oder kaschiert. Sich als reflexive Wissenschaftlichkeit gerierend werden Kinder und Jugendliche zu Objekten, denen erst dann Subjekthaftigkeit zugebilligt werden kann, wenn sie sich herrschenden Normen und Regeln wie z.B. den allseits beliebten, weil angeblich heilsamen „Alltagsstrukturierungen“ wirksam unterwerfen.

Aus einer derartigen Position kann das Verhältnis von Gruppenwünschen zu ihren objektiven Bedingungen nicht einmal gedacht werden. Dieses Verhältnis fasst Guattari als „Institution“ (darin ganz ähnlich dem Symbolischen Interaktionismus, vgl. Berger/Luckmann 1970):

„Genau das drückt der Begriff Institution aus, der sich durch die Subjektivität von Strömen und Einschnitten innerhalb der objektiven Formen einer Gruppe definiert. Der Dualismus von Objektivem und Subjektivem, von Infrastruktur und Gesamtstruktur, von Produktion und Ideologie verschwindet, um einer strengen Komplementarität von institutionellem Wunschsubjekt und institutionellem Objekt Platz zu machen“ (Deleuze 1976: 11, ähnlich Weigand/Hess/Prein 1988: 246f.).

Dieser Prozess der wechselseitigen Konstitution lässt sich mit Giddens als „doppelte Strukturierung“ (1984: 148) verstehen; ein Bild, das Bourdieu aufgreift, um die wechselseitige Durchdringung objektiver Bedingungen mit subjektivem Handeln als Kräftefeld zu beschreiben, „d.h. als ein Ensemble objektiver Kräfteverhältnisse, die allen in das Feld Eintretenden gegenüber sich als Zwang auf-

erlegen und weder auf die individuellen Intentionen der Einzelakteure noch auf deren direkte Interaktion zurückführbar sind“ (Bourdieu 1985: 10).

Diese dialektischen Verschränkungen lassen sich als „Koeffizienten der Transversalität“ in unserem Fallbeispiel rekonstruieren: Jugendliche Sozialitäten erfahren ihren Alltag eher als Objektgruppe, als „vertikal“ strukturiert und dominiert: In Schule, Ausbildung oder Betrieb, aber auch in Heim oder Wohngruppe, häufig auch in der Familie, sind die manifesten Themen mit Unterordnung, Anpassung und Zwängen verbunden, nicht selten auch mit Gewalterfahrung. In diesen sozialen Feldern gehen die latent gehaltenen Gruppenwünsche in die horizontalen, kooperativen Praxen der Subjektgruppen über. Nur an bestimmten Orten (in Marias Bericht in der Jugendberatung oder zeitweise auch im Jugendklub) oder zu bestimmten Zeiten – wie zu Silvester – können diese Wünsche manifest und situativ realisiert werden. Die Komplementarität von objektiven Bedingungen und subjektivem Aneignen muss als Oszillieren zwischen Subjekt- und Objektgruppen von den handelnden Sozialitäten immer wieder neu hergestellt, verändert oder bewahrt werden. Dabei handeln alle Akteure unter rechtlichen, ökonomischen und politischen Bedingungen, die sie zwar nicht gemacht haben, an deren Erhalt oder Modifizierung sie aber aktiv beteiligt sind. Schon diese Skizzierung macht deutlich, wie schwierig und komplex es ist, die jeweiligen subjektiven Gruppenwünsche zu rekonstruieren und dabei die latenten und manifesten Inhalte zu dechiffrieren.

In einer kleinen qualitativen Studie habe ich versucht, das Oszillieren zwischen Subjekt- und Objektgruppe in Anschluss an Hußmann (vgl. 2011) als Relationsmuster zu rekonstruieren. Derartige Relationsmuster entstehen dann, wenn nach der Bedeutung der Intervention oder des Angebots einer sozialen Einrichtung für die eigene Lebenswelt gefragt wird sowie nach dem Grad der Partizipation bei deren Realisierung, wobei das Vertrauen bzw. Misstrauen eine besondere Rolle spielt. Drei Relationsmuster repräsentieren in unterschiedlicher Intensität die Objektgruppe, ebenfalls drei die Subjektgruppe (ausführlich: Kunstreich 2012).

(1) Die „serielle Selbstbezogenheit“ ist so sehr auf sich selbst bezogen, dass sie die Lebenswelt der NutzerInnen nicht nur nicht zur Kenntnis nimmt, sondern in der Regel ab- oder entwertet. Entsprechend hat Partizipation keinen Platz in diesem Beziehungsmuster, ebenso wenig wie Vertrauen. Dieses Muster dominiert in der Erfahrung mit der ARGE/dem Jobcenter. In diesem Zusammenhang ist es die „reinste“ Ausprägung einer „unterworfenen Gruppe“. Der subjektive Gruppenwunsch (welchen Inhalts auch immer) kann sich – wenn überhaupt – nur subversiv und/oder oppositionell bzw. latent Geltung verschaffen.

(2) Die „fortschreitende Schließung“ erkennt zwar bestimmte Aspekte der Lebenswelt an, hat vielfach sogar ihren Ausgangspunkt dort genommen, führt

aber durch die zunehmende Missachtung der Lebenswelt und durch geringe oder keine Partizipation zu Schließungen/Exklusionen unterschiedlicher Art, wie sie sich zum Beispiel in Karrieren von Schulflüchtlingen realisieren. Auch dieses Muster manifestiert die „unterworfenen Gruppe“. Da es sich jedoch hier nur auf einen Ausschnitt des sozialen Kontexts bezieht, sind in anderen Bezügen subjektiv befriedigendere Relationen möglich. Die Ausgrenzung aus der Schule hat womöglich eine erhöhte Anerkennung bei der eigenen Subjektgruppe zur Folge.

(3) Die „institutionelle Verbindlichkeit“ regelt die wechselseitigen Erwartungen sachlich und in der Regel für beide Seiten korrekt; lebensweltliche Belange und Partizipation spielen eine eher formelle Rolle (zum Beispiel die Regularien der Elternbeteiligung in der Kita), Vertrauen hat mehr die Form einer Verbindlichkeit, die Verfahrensabläufe sichert. Im Mittelpunkt steht das jeweils verhandelte manifeste Thema wie zum Beispiel der Besuch einer Kita oder die Verabredung von der Beratungsterminen, mögliche latente Themen treten deshalb in den Hintergrund.

Das erste Relationsmuster einer Subjektgruppe unterscheidet sich auf den ersten Blick nur geringfügig von der „institutionellen Verbindlichkeit“. Bei genauerer Betrachtung spielt jedoch hier die lebensweltliche Passung dieser Relation eine besondere Rolle (vgl. Kunstreich 2013).

(4) Die „lebensweltliche Verlässlichkeit“ kann die institutionellen Angebote in die eigene Lebenswelt integrieren; diese alltagspraktische Partizipation verbindet sich mit einem gewissen Vertrauen. In diesem Muster werden die manifesten Themen von Subjektgruppen in einer Weise bearbeitet, die den Erwartungen der Beteiligten entspricht. Dieses ist zum Beispiel dann der Fall, wenn Maria offen über ihre Ängste und Probleme, aber auch über ihre Wünsche und Fantasien bei der Suche eines Ausbildungsplatzes mit Johann, dem Jugendberater, sprechen kann.

(5) Die „bestätigende Öffnung“ erweitert die Handlungsmöglichkeiten in spezifischen Bereichen der Lebenswelt und ermöglicht in diesem Ausschnitt eine aktive Beteiligung und Teilhabe. Dieses Relationsmuster ermöglicht es Subjektgruppen, manifeste und latente Themen mindestens im Ansatz miteinander zu verbinden, denn dieses Relationsmuster setzt auf der einen Seite Vertrauen voraus (zum Beispiel den Wunsch nach einer Frauenfußballmannschaft), bildet auf der anderen Seite auch wiederum Vertrauen (dass zum Beispiel übernommene Aufgaben für einen gemeinsamen Ausflug auch erledigt werden).

(6) Die „gemeinsame Aufgabenbewältigung“ (vgl. Mannschatz 2003) wird zu einer wichtigen Aktivität in der eigenen Lebenswelt, die in einer *situativen* Gleichberechtigung mit den Professionellen erbracht wird. Sie ermöglicht eine umfassende Beteiligung an den eigenen Belangen, die Vertrauen voraussetzt,

aber auch festigt. Dieses Relationsmuster stiftet eine neue Subjektgruppe, wenn auch in der Regel nur für eine begrenzte Zeit. Dieses Relationsmuster hat sich zum Beispiel in der Dolmetscherguppe in Schnelsen-Süd herausgebildet, in deren Praxis nicht nur übersetzt, sondern auch alltagspraktische Aktivitäten gemeinsam bewältigt werden (Einkaufen, Arztbesuche, Kinder aus der Kita abholen usw.).

Wenn man die Verteilung der Relationsmuster auf die einzelnen Einrichtungen genauer betrachtet, fällt auf, dass bei Einrichtungen, die drei- oder mehrmals genannt werden, mindestens zwei Relationsmuster vorkommen. Das bedeutet, dass Einrichtungen mit sehr unterschiedlichen Erwartungen konfrontiert sein können. Das trifft insbesondere auf diejenigen Einrichtungen zu, die auf der einen Seite mit belastenden Erfahrungen verbunden werden (Objektgruppenerfahrung in den Relationsmustern 1 und 2), die auf der anderen Seite aber auch als unterstützend und fördernd erlebt werden (Subjektgruppenerfahrung in den Relationsmustern 5 und 6).

Fast alle haben eine derartige Erfahrung gemacht, das heißt sowohl *serielle Selbstbezogenheit* bzw. *fortschreitende Schließung* erlebt als auch *bestätigende Öffnung* und *gemeinsame Aufgabenbewältigung*. Dieses Oszillieren zwischen den Polen von Subjekt- bzw. Objektgruppe wird dann zu einer besonderen, konträren Relationserfahrung, wenn sie als Diskrepanz in derselben Konflikt beladenen Situation erlebt wird. Hier können das Erleben der *seriellen Selbstbezogenheit* und der *gemeinsamen Aufgabenbewältigung* direkt aufeinander prallen, wie es Frau L. berichtet:

„Ich habe zwei Familienhelfer. Die tun nichts, die haben mich in den letzten zwei Monaten nur rum geschmeißt ... Die haben mir immer gesagt, machen Sie dieses, machen Sie jenes. Eigentlich sollen Familienhelfer unterstützen, helfen und auch raten und auch loben. Aber das tun sie nicht, sie kritisieren, sie beleidigen, sie terrorisieren...

Und da habe ich mich an U. (vom Kinder- und Familienzentrum/KiFaZ) gewendet und habe gesagt, ich habe so viele Probleme. Sie hat mir jetzt eine Haushaltshilfe besorgt, erstmal für zwei Wochen und sie kommt dreimal in der Woche. Und die hilft mir. Meine Familienhelfer versuchen seit zwei Monaten, eine Haushaltshilfe für mich zu bekommen und kriegen das bis jetzt nicht hin. Bei U. habe ich vorgestern Bescheid gesagt und gestern ist schon jemand gekommen. Und das ist super. U. hat gleich reagiert“ (Kunstreich 2012: 31).

In ständigem Gestaltwandel von Subjekt- zu Objektgruppe (und umgekehrt) versucht jede Sozialität als Wunschsubjekt die mit ihrem Wunsch gemeinten institutionellen Objekte zu verändern oder zu bewahren. Diese „Aufwertung von Subjektivität“ realisiert sich in Knotenpunkten, in denen sich horizontale und vertikale Prozesse kreuzen, treffen oder aufeinander prallen. Daraus entsteht

„ein Projekt der Differenz, anders als eine liberale Idee von endloser Konkurrenz basierend auf einer Idee, dass Individuen instandgesetzt werden müssen, Gesellschaft zu bilden, im emphatischen Sinne gesellschaftliche Subjekte zu sein, um überhaupt erst einmal eintreten zu können in den Prozess der Gesellschaftsbildung jenseits der regressiven Muster des Rückkehrens zur Unentfremdetheit und zur Ganzheit. Diese Gesellschaft wird immer wieder unwiderruflich die Position der Aufklärung beinhalten, die Position der Zerrissenheit, der freigesetzten Individuen, die aus freien Stücken, in Beachtung der Differenz von Geschlechtern Generationen sich in Gesellschaft begeben, Vergesellschaftung verschiedener Reichweiten entwickeln, immer wieder offen sind für Korrekturen und von daher zur Diesseitigkeit vorstoßen, das heißt, sich befreit haben von den Mythen der Erlösung und von den Mythen, Gesellschaft könne im Sinne eines Ornaments gedacht werden“ (Diemer 1994: 33).

### Konrad Weiß behält Recht

Den folgenden Text habe ich 1993 in Rostock verfasst, wo ich zu der Zeit als Berater für Jugendprojekte im Rahmen des „Aktionsprogramms gegen Aggression und Gewalt“ beschäftigt war. Ich habe nur wenige Aktualisierungen vorgenommen, damit der Text auch heute noch verständlich ist.

„Was wäre gewesen, wenn ...?“ Derart spekulative Fragen gelten als unhistorisch, unwissenschaftlich und naiv. Sei es drum. Sie sind aber zugleich auch so etwas wie Utopie im Sinne Blochs, nämlich in dem „Hier und Jetzt“ schon das Andere, das in der herrschenden Wirklichkeit auch Mögliche nicht nur ahnen, sondern denken zu können. Das bedeutet auch, im geschichtlich Gewordenen nicht nur das zu sehen, was sich durchgesetzt hat, sondern auch das, was abgebrochen wurde, was sich im Geflecht herrschender Kräftefelder nicht hat entfalten können.

Dass meine Gedanken zu „Was wäre gewesen, wenn ...“ auch von der Hoffnung leben, dass die jetzige Resignation als Folge des Anschlusses nicht ewig dauern möge, möchte ich ebenso betonen, wie meinen Respekt und die Achtung vor denjenigen Rostocker Kolleginnen und Kollegen, die trotz dieses perversen Crash-Anschlusses aktiv und kreativ Kinder- und Jugendarbeit gestalten.

Am 14. Januar 1990 beschließt die Ost-SPD ihren Ausstieg aus dem Oppositionsbündnis mit den Bürgerbewegungen. In einem Kommentar vermerkt Konrad Weiß von „Demokratie jetzt“ bitter und prophetisch:

„Wir sind zusammen aufgebrochen und wollten den steinigen staubigen Weg gemeinsam gehen. Wir wollten dienen, nicht herrschen. Jetzt kündigt ihr die Seilschaft auf, hebt ab und macht euch aus dem Staub. Das macht die anderen stark, nicht uns. Wir alle müssen Demokratie doch erst lernen. Allein packt ihr es nicht, Freunde. Wenn

ihr euch nicht besinnt, werden wir alle im Mai vor dem Trümmerhaufen unserer Hoffnung stehen. Und was uns die Geraer Stasi-Leute zugehört hatten, werden wir uns selber getan haben: Wir werden paralysiert sein, also gelähmt und unfähig zum Handeln für unser Land“ (TAZ vom 15.01.1990).

Was wäre gewesen, wenn die SPD damals (wie schon viele Male vorher und nachher) nicht umgefallen wäre, sich nicht bedingungslos dem Westestablishment untergeordnet hätte? Sicher wäre die Wahl, die Weiß noch für den Mai angesetzt hielt, aber schon (auf Drängen der SPD) am 18. März 1990 stattfand, nicht anders ausgegangen – aber: die Bürgerbewegungen zusammen mit SPD und der sich im Umbruch befindlichen PDS hätten in der Volkskammer eine satte Sperrminorität von gut 40% auf die Beine bringen können; ein „Beitritt“ der DDR wäre so und zu dem geplanten Termin im Oktober desselben Jahres nicht möglich gewesen.

(Der folgende Bericht trägt das fiktive Datum 13. April 1993; von diesem Zeitpunkt an wird in die „damalige“ Zukunft gedacht.)

27. Juli 1995:

*Auf einer Klausurtagung des Jugendhilfeausschusses der Stadt Rostock, auf der über die weitere Perspektive der Entwicklung der Kinder- und Jugendarbeit nach der wahrscheinlichen „Vereinigung“ am 03. Oktober 1995 diskutiert werden soll, (wahrscheinlich deshalb, da in der DDR sich immer stärker die Zweifel melden, ob eine Vereinigung beider deutscher Staaten jetzt schon sinnvoll sei), hält die Ausschussvorsitzende Sabine Hoffnung vom Bündnis 2000 ein Referat, in dem sie noch einmal die Entwicklung in den wichtigsten Bereichen der Kinder- und Jugendpolitik in Rostock Revue passieren lässt.*

*„... nachdem im Sommer 1990 klar war, dass die Sperrminorität aus den Oppositionsparteien den Anschlussvertrag nicht billigen würde, sah sich die De Maziere-Regierung gezwungen, den Kompromiss einzugehen, mit der BRD zunächst eine Konföderation zu bilden, die dann nach einer weiteren Volkskammerwahl im Herbst 1995 zur Vereinigung beider deutscher Staaten führen sollte. An diesem Tag sollte zugleich über eine gemeinsame neue Verfassung abgestimmt werden. Ob das so sein wird, wird das Volk noch zu entscheiden haben.*

*(Die allgemeinen Ausführungen zur Währungsunion, die im Sommer 1992 aufgrund des Zusammenbruchs der Sowjetunion relativ schnell beschlossen wurde, lasse ich hier aus, ebenso die Ausführungen über die wirtschaftliche Lage, die zwar nicht so katastrophal wie in Wirklichkeit, aber aufgrund der Erpressungspolitik der Kohl-Regierung doch ganz ähnlich verlief.)*

*Ihr erinnert euch alle sicher noch gut daran, dass das Scheitern von Krauses Anschlusspapier zu einer hohen Polarisierung in der Bevölkerung führte. Das hatte aber nicht nur negative Seiten, sondern auch positive. Nachdem sich im Herbst 1990 die alten Länder der DDR wieder gegründet hatten, kristallisierte sich dieser Konflikt zwischen den beiden Bevölkerungspolen an der Frage der Einführung der Dreigliedrigkeit im Schulsystem oder der Weiterentwicklung der Einheitsschule dramatisch zu. Dieser Konflikt war in jeder Stadt, in jedem Landkreis von unterschiedlicher Heftigkeit, insbesondere an den Schulen selbst entwickelten sich die heftigsten Kämpfe. Sie waren dort umso schärfer, wo sich die Frage der Schulform mit der Frage der Entlassung politisch untragbarer – aber auch fachlich unqualifizierter Lehrerinnen und Lehrer verband. Ihr wisst alle, wie der Konflikt ausgegangen ist. Die Kultusbürokratie musste ihre Vorstellung des anachronistischen dreigliedrigen Systems zurückziehen, ebenso ihren Anspruch über die Entscheidung, wer nun noch Lehrer sein darf und wer nicht. Die Befürworter einer offenen Gesamtschule, wie die Weiterentwicklung der EOS genannt wurde, setzte sich überall durch, auch wenn einige private Gymnasien gegründet wurden – von denen, die das für besser hielten. Gerade hier in Rostock erhielten wir für unsere Position sehr viel Unterstützung von englischen Kolleginnen und Kollegen der Community-School-Bewegung. Sie konnten viele Zweifler durch ihre Praxismodelle überzeugen, die ja auch viel besser an unsere DDR-Tradition der Einheit von Schul- und Jugendpolitik anschlossen. So sind heute die Schulen lebendige Orte, nicht nur des Lernens, sondern auch der Freizeitgestaltung, des Sports. Ja, in vielen Stadtteilen sind die Schulen zu kommunalen Mittelpunkten des Gesellschaftslebens geworden.*

*Die Öffnung der Schule nach innen und außen hat ganz sicherlich dazu beigetragen, dass die Tatsache, dass von den 96 Jugendclubs in der Hansestadt im Sommer 1990 schon über die Hälfte geschlossen waren, nicht zu einer dramatischen Zuspitzung im Jugendbereich führte: Viele Cliques und autonome Gruppen bekamen Räume in Schulen zur Verfügung gestellt. Die verbleibenden 37 Jugendclubs wurden in die Stiftung „Jugend in Rostock“ überführt. Ihr erinnert euch sicher noch an die erbitterten Auseinandersetzungen, die um die Organisationsform und Leitung dieser Stiftung geführt wurden. Der Kompromiss, uns, den Jugendhilfeausschuss, als Aufsichtsgremium zu bestellen und dem Rostocker Stadtjugendring das Recht zuzugestehen, die Geschäftsführung zu bestimmen, hat sich als sehr sinnvoll erwiesen. Aus dem Verkauf von 12 großen Jugendclubs an private Investoren konnte die Stiftung sowohl Stellen als auch andere, kleinere Räume finanzieren, so dass Rostock von sich behaupten kann, dass unseren Jugendlichen mehr und mehr unterschiedliche Räume zur Verfügung stehen als vorher – vor der Wende. Das Modell Stiftung war also erfolgreich, dass es als Rostocker Modell in die Jugendpolitik eingegangen ist. Auch*

wenn jetzt mit der Stadt hart um Zuschüsse gerungen werden muss (angesichts der finanziellen Misere), so ist doch wichtig, dass offene Jugendarbeit bei uns auf eigene Ressourcen zurückgreifen kann.

„Der größte Kampf muss um die Achtung des Kindes geführt werden“ – dieser Ausspruch des italienischen Kollegen Malaguzzi aus Reggio Emilia könnte über der Entwicklung der Kinderhäuser stehen – und auch über den Auseinandersetzungen, die wir darum geführt haben und noch führen. Dabei betrachte ich die Tatsache, dass heute nicht mehr von Kindergarten oder Kindertagesheim oder Kindertagesstätte gesprochen wird, sondern – wie selbstverständlich – von Kinderhäusern als einen deutlichen Hinweis darauf, dass das gesellschaftliche Verständnis von Kindheit sich auch bei uns deutlich gewandelt hat.

Durch die Aktivierungen im Schul- und Jugendbereich war es eigentlich völlig klar, dass davon der Kinderbereich nicht unberührt bleiben konnte. Als der Senat immer mehr Tagesstätten und Kindergärten schließen musste bzw. meinte, es zu müssen, und die Preise für die Kindertagesbetreuung (welch schreckliches Wort) immer wieder heraufsetzte, kam es im Sommer 1993 zu einer regelrechten Revolte. Die Eltern von 15 Kitas beschlossen, ihr Geld auf ein Sperrkonto zu überweisen, denn sie wollten sichergeben, dass ihr Geld wirklich nur für ihr Kinderhaus genutzt wurde. Mit den Leitungen dieser Kitas einigten sie sich darauf, dass man gemeinsam eine pauschale Finanzierung der Kinderhäuser durch die Stadt fordern wollte. Dieser Konflikt führte zu einer völlig neuen Organisationsform der Kinderhäuser: Sie gingen in Verwaltungs- und Organisationshöhe von „Kinderkooperativen“ über (Kooperationen von Eltern, Erzieherinnen und interessierten Bürgerinnen), die dank des neuen, am italienischen Vorbild ausgerichteten Genossenschaftsrecht schnell zu gründen waren. Der Staat sicherte jedem Kinderhaus eine Basisfinanzierung zu, die im Rahmen der geplanten Gesamtsumme für den Kinderbetreuungsbereich lag. Diese Festfinanzierung wird – das ist das Neue daran – von den Genossenschaftsanteilen der Eltern finanziell und materiell ergänzt, d.h. diejenigen Eltern, die statt Geldleistungen lieber Sach- und Arbeitsleistungen bringen, können dies im Rahmen der jeweiligen Jahrespläne tun. Dabei streben wir an, dass auch diese Anteile staatlich finanziert werden, dass die Stimmrechte aber bei den Eltern bleiben. Die Jahrespläne werden von jedem Kinderhaus bzw. dessen Kooperative gemeinsam gestaltet. Auch hier hatten wir Unterstützung von außen. Ich erinnere an die aufopfernde Beratungs- und Fortbildungsarbeit unserer italienischen Kolleginnen aus Reggio Emilia.

Die Ansätze, die früher verstaatlichten Bereiche jetzt real zu vergesellschaften, waren der entscheidende politische Prozess, der es ermöglichte, die Lähmung nach der Anschlussdiskussion erfolgreich zu durchbrechen. Heute kommt es mir vor wie ein Trauma, das wir abschütteln mussten, um uns nicht nur über die Stasi-Ver-

strickungen auseinanderzusetzen, sondern auch über die zukünftige Gestaltung vergesellschafteter Sektoren unserer Stadt.

Diese Strategie: Vergesellschaftung statt Verstaatlichung und Bürokratisierung, war auch in zwei anderen Bereichen erfolgreich, um die uns mittlerweile auch einige westdeutsche Gemeinden beneiden: Die Schiedskommissionen und die Kinder- und Jugendhilfekommissionen in den Stadtbezirken.

Nachdem es nicht gelungen war, die Konfliktkommissionen in den Betrieben zu erhalten, war es von umso größerer Bedeutung, die Schiedskommissionen in den Stadtteilen auf neue Basis zu stellen. Hier kamen uns Untersuchungsergebnisse aus Westdeutschland sehr entgegen, die sich für eine Entkriminalisierung insbesondere jugendlicher Verfehlungen gegen das Strafgesetz stark machten. Was dort unter dem Begriff „Diversion“ mehr schlecht als recht läuft, konnten wir hier im Rahmen der gesellschaftlichen Gerichte deutlich weiterentwickeln, sodass wir heute sagen können, dass es nur sehr wenige Jugendliche gibt, die mit repressiven Mitteln sanktioniert werden müssen – über 90% aller Jugendstrafsachen werden von den Schiedskommissionen geregelt: Hier steht Wiedergutmachung, Ausgleich und Entschuldigung an oberster Stelle. Ähnlich verlief die Auseinandersetzung um die Kinder- und Jugendhilfekommissionen. Auch hier gab es erstmal lebhaft Debatten um die Zusammensetzung, wie sie Anfang 1990 in den damaligen Jugendhilfekommissionen noch vorzufinden war. Viele Mitglieder der Kommissionen wurden als politisch nicht tragbar nicht wiederbenannt, andere ausdrücklich bestätigt, die meisten aber sind neu in die Kommissionen hinzugewählt worden, was ja auch notwendig war, da diese Kommissionen nun auf Stadtteilebene angesiedelt sind. Diese – im westdeutschen Jargon „Laienhelperinnen“ – verfügen über so viel Kompetenz und über von der Kommune bereitgestellte Ressourcen (Wohnungen, Häuser etc.), dass die großen Heime – wenn auch zum Teil gegen den harten Widerstand der dort Beschäftigten – jetzt alle aufgelöst bzw. umgewandelt sind. Aber auch hier gab es Anregungen aus Westdeutschland, wo die Jugendhilfen nach dem dortigen KJHG ja 1990 auch neu strukturiert werden mussten. Ambulante und stationäre Hilfen leisten wir nach dem Konzept „Aus einer Hand“, d.h. jede Jugendhilfekommission wird von einer oder mehreren Einrichtungen freier Träger unterstützt, die entsprechende professionelle Hilfen bereithalten – von der Erziehungsberatung über Unterstützungshilfen bis hin zu vielen Formen betreuten Wohnens, einschließlich sich selbst regulierender Wohngemeinschaften. Diese sozialräumliche Vielfalt hat dazu beigetragen, dass es in Rostock weder offene noch verdeckte Formen der geschlossenen Unterbringung gibt – bislang ist es uns immer gelungen, auch im Zusammenspiel mit den Schiedskommissionen, in schwierigen Situationen einen „Maßanzug“ zu schneidern, auch wenn das häufig mit massiven Konflikten verbunden war. Diese neue Form arbeitet



*sogar kostengünstiger als der aufgeblähte bürokratisierte Professionellenapparat in den Gebieten der BRD.*

*Abschließend möchte ich noch einmal an den großen Konflikt um die Flüchtlinge von August/September 1992 erinnern: Ich mag mir gar nicht vorstellen, wie der Konflikt ausgegangen wäre, wenn wir nicht diese Demokratiebewegung in vielen gesellschaftlichen Feldern gehabt hätten. Bestimmt wäre die ZAST von den aufgebrauchten Jugendlichen und Bürgern Lichtenbagens gestürmt worden. Bestimmt wären Flüchtlinge ein weiteres Mal zu Opfern gemacht worden, wie das ja so häufig in Westdeutschland passiert. Ich bin jetzt noch stolz, dass vor allem die Jugendlichen die 200 Roma, die vor dem Haus lagern mussten, in ihre Mitte nahmen und – in einem anschwellenden Demonstrationzug zum Rathaus brachten und sie in den dortigen Amtsräumen einquartierten. Hier muss ich mal die Polizei loben, die sich darauf beschränkte, den zum Erliegen gekommenen Verkehr umzuleiten und nicht – wie viele von uns ja befürchteten – das Ganze zu einer großen Gewaltorgie zu machen. Dass damit das Problem der Flüchtlinge – oder wohl besser: unser Problem mit den Flüchtlingen – nicht gelöst ist, ist klar, aber es war ein deutliches Signal, die Opfer nicht noch ein weiteres Mal zum Opfer zu machen. Ich danke Ihnen.“*

(Das Protokoll vermerkt starken Beifall.)

## Sozialgenossenschaften helfen, soziale Rechte zu sichern<sup>2</sup>

*Überall dort, wo durch Ausschluss von sozialen Teilhaberechten die praktische Wahrnehmung politischer Rechte eingeschränkt und zivile Schutz- bzw. Freiheitsrechte ausgehebelt werden, sind Sozialgenossenschaften notwendig.*

Menschen, die wegen ihrer brachliegenden, nicht mehr nachgefragten Qualifikation, wegen ihrer Behinderung, ihres Alters (Kind oder alter Mensch), ihres Geschlechts (Frau) oder ihres minderen Rechtsstatus (Ausländer) ihre Bürgerrechte nicht umfassend realisieren können, sollten individuelle und kollektive Verfügungsmacht über Ressourcen erlangen können, die ihren Ausschluss in einer Weise aufheben, dass diese nicht mit dem Zwang zu hegemonialer „Normalität“ verbunden sind, sondern die soziale Eigensinnigkeit dieser Menschen und ihre Teilhabe an den universellen Rechten sichern. Erst universelle Gleichheit sichert individuelle Freiheit und gruppenspezifische Differenz. Sozialgenossenschaften sind ein Ansatz, diese sozialpolitische Orientierung praktisch werden zu lassen.

<sup>2</sup> überarbeiteter Auszug aus Kunstreich 2005

Das Attribut „sozial“ in „Sozialgenossenschaft“ soll auf zweierlei hinweisen. Zum einen soll damit unterstrichen werden, dass es bei diesem Ansatz darum geht, das Ökonomische vom Sozialen her zu denken, d.h. dass in jeder Vorstellung einer „rein“ ökonomischen Beziehung der soziale Gehalt nicht nur unterschlagen wird, sondern dass umgekehrt eine ökonomische Beziehung aus sich heraus nicht erklärt werden kann: Sie kann sich nur in sozialen Praxen realisieren. Diese Behauptung wird plausibel, wenn wir – zum anderen – davon ausgehen, dass das Soziale eine eigenständige Realität ist, die sich als Beziehungsgeflecht zwischen den Akteuren in einer Vielfalt von Mitgliedschaften manifestiert (ausführlich vgl. Kunstreich 2000). Was das konkret bedeuten kann, werde ich an einigen Beispielen von Sozialgenossenschaften versuchen zu verdeutlichen. Dabei folge ich dem Vorschlag von Burghard Flieger, der in seiner intensiven Beschäftigung mit Sozialgenossenschaften von drei unterschiedlichen Typen derartiger Zusammenschlüsse ausgeht (vgl. Flieger 2003: 11-35):

1. Sozialgenossenschaften als Selbstorganisation der Ausgegrenzten bzw. der Betroffenen
  2. Sozialgenossenschaften als treuhänderische Wahrnehmung von Rechten anderer: solidarische Sozialgenossenschaften
  3. Genossenschaften, in denen sich Fachkräfte zusammenschließen: professionelle Sozialgenossenschaften
- Zu Letzteren erläutert Flieger:

„Professionelle Sozialgenossenschaften gleichen am stärksten herkömmlichen Genossenschaften. Sie bieten ihr Leistungsspektrum am Markt wie jedes andere Unternehmen an. Das geschieht oftmals für öffentliche Einrichtungen, aber auch direkt für Klienten. Als Gegenwert erhalten sie dafür einen Marktpreis. Die Mitglieder bzw. Betreiber finden dadurch Arbeit und Einkommen. Insofern gehören die Mitglieder oder die Angestellten nicht selten zu einer bestimmten qualifizierten Berufsgruppe im Sozialbereich“ (Flieger 1998: 40).

Vor dem Hintergrund weiterer Ökonomisierung durch prospektive Pflegesätze und/oder Leistungsvereinbarungen bzw. Öffnung des Marktes für nicht-gemeinnützige Anbieter wird der neo-liberale Umbau des Sozialstaates zu einer Umstrukturierung des „Dienstleister-Marktes“ führen, in dem professionelle Genossenschaften eine interessante Rolle spielen könnten. So wäre z.B. zu fordern, große kommunale oder freie Träger in genossenschaftliches Eigentum der Professionellen zu überführen. Genossenschaftlich organisierte Professionelle würden auf der einen Seite sinnvollen Anforderungen auch des „Neuen Steuerungsmodells“ entsprechen (z.B. flache Hierarchien, AKV-Prinzip, Teamarbeit usw.), würden diese eher als betriebswirtschaftliche Rationalisierung gedach-

ten Instrumente allerdings mit demokratischen Strukturen verbinden, so wie sie heute schon als Elemente direkter Demokratie in vielen Vereinen zu finden ist. Versteht man Genossenschaft als die ökonomische Form des Vereins (vgl. Richter 2001), so könnte in vielen Bereichen überlegt werden, ob nicht bisherige Vereine in Genossenschaften überführt werden sollten. Derartige Überlegungen werden durch die Genossenschaftsrechtsreform von 2006 gefördert. Die Genossenschaftsanteile der Professionellen und damit deren Beteiligungsrechte könnten genauso Gegenstand von Pflegesatzverhandlungen sein wie es heute die Kosten für Overhead, Immobilien usw. sind.

Von der Sache her sind fast alle Beispiele zu Sozialgenossenschaften quartiersbezogen. Wo es um das Herausfinden gemeinsamer Interessen, um direkte Kommunikation und alltagsentlastendes Handeln geht, spielt die *sozialräumliche* Nähe immer eine zentrale Rolle. Dabei spielt die enge Verwobenheit der zivilen, politischen und sozialen Bürgerrechte eine besondere Rolle (vgl. Schaarschuch 2000; Wagner 2012), wie das folgende Beispiel zeigt:

1986 wurde im Hamburger Amt für Jugend (Landesjugend- und zentrales kommunales Jugendamt zugleich) ein Modell für die Verselbstständigung der offenen Kinder- und Jugendarbeit ausgearbeitet, das unter dem Titel „Kopfgeld-drucksache“ eine kurzlebige Berühmtheit erlangte und dann sang- und klanglos unterging. Dabei war die Grundidee eigentlich sehr einleuchtend: In den sieben Hamburger Bezirken sollte jeweils eine GmbH gegründet werden, in der alle Personal- und Sachmittel zusammengefasst werden sollten, die in dem jeweiligen Bezirk der offenen Kinder- und Jugendarbeit in freier und kommunaler Trägerschaft zugerechnet werden konnten. Basierend auf einem gewichteten Anteil der Kinder und Jugendlichen in einem Bezirk sollten gesetzlich festgelegte Mittel in diese GmbHs fließen. So sollte es z.B. einer bezirklichen GmbH möglich sein, die teuren und z.T. nicht sehr frequentierten Häuser der Jugend („Behördendenkmäler“) zu verkaufen und das Geld z.B. in Personalstellen oder in kleinere gemietete Einheiten zu investieren. Das Ziel, das damit verfolgt wurde, war, die offene Kinder- und Jugendarbeit (auch damals schon fälschlicherweise als „freiwillige Aufgabe“ tituliert) so abzusichern, dass die in ihnen arbeitenden Professionellen nach fachlich-politischen Gesichtspunkten ihre Arbeit entwickeln, aber auch verändern könnten, ohne Arbeitsplatzverluste befürchten zu müssen. Außerdem wäre es auf dieser Basis möglich gewesen, die Versäulung auch der offenen Jugendarbeit aufzubrechen. Ein Wechsel zwischen Clubarbeit, Straßensozialarbeit, Elternschule und Abenteuerspielplatz wäre ohne weiteres denkbar gewesen. Diese Aspekte wurden damals jedoch nicht diskutiert, sondern die Tatsache, dass der Anteil der Jugendlichen sich gegen Ende der 80er-Jahre verringern würde und sich

so möglicherweise das Budget reduzieren würde (daher: Kopfgeld-drucksache), stand im Vordergrund. Dass es hier um die Frage der politischen Gewichtung gegangen wäre, war sicherlich richtig. Bevor es aber zu einer derartigen fachlichen Auseinandersetzung kommen konnte, wurde das Konzept zurückgezogen – ein Pyrrhussieg für die Fachbasis, wie sich heute herausstellt.

Nimmt man den Grundgedanken erneut unter dem Aspekt von Sozialgenossenschaften auf, so könnte man sich vorstellen, dass jedem und jeder Jugendlichen ab einem bestimmten Alter ein Recht auf einen Genossenschaftsanteil zusteht, der Stadtteil- und/oder projektbezogen gültig ist. Über die in den Genossenschafts-satzungen vorgesehenen Organe würden Kinder und Jugendliche direkt Einfluss auf die für sie gedachten Angebote nehmen können. Fachkräfte könnten entweder selbst Mitglied in diesen Genossenschaften sein oder eine eigene professionelle Sozialgenossenschaft gründen, um mit den Jugendlichen-Quartiers- oder Projekt-genossenschaften entsprechende Verträge abzuschließen. Eine derartige Vision würde nicht mehr Geld kosten, sondern Geldströme anders verteilen. Allerdings wären derartige Genossenschaften mächtiger als isolierte einzelne Jugendliche oder jugendliche Cliques. Sie wären Akteure in der „Kampfarena“ kommunaler Sozialpolitik. Welche Dynamiken das auslösen könnte, sei der Phantasie der Leserin und des Lesers überlassen.

### Literatur

- Berger, P./Luckmann, T. 1970: Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.
- Bernfeld, S. 2013: Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung. In: ders.: Werke, Bd. 5. Gießen, S. 11-130
- Bourdieu, P. 1985: Sozialer Raum und Klassen. Frankfurt a.M.
- Buber, M. 2006: Das dialogische Prinzip, 10. Auflage. Gütersloh
- Deleuze, G. 1976: Drei Gruppenprobleme. Vorwort. In: Guattari, F.: Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse. Frankfurt a.M., S. 7-22
- Diemer, N. 1994: Zur Zukunft des Sozialismus, nach dem Verschwinden des realen. In: Widersprüche, Jg.14, H.50, S. 13-34
- Falck, H. 1997: Membership. Eine Theorie der Sozialen Arbeit, Stuttgart
- Flieger, B. 1998: Sozialgenossenschaften: Neue Kooperativen zur Lösung gemeindena-her Aufgaben. In: Klöck, T. (Hg): Solidarische Ökonomie und Empowerment, Gemeinwesenarbeit Jahrbuch 6. Neu-Ulm
- 2003: Sozialgenossenschaften. Wege zu mehr Beschäftigung, gesellschaftlichem Engage-ment und Arbeitsformen in der Zukunft. München
- Giddens, A. 1984: Interpretative Soziologie. Eine kritische Einführung. Frankfurt a.M./New York

- Guattari, F. 1976: Psychotherapie, Politik und die Aufgaben der institutionellen Analyse. Frankfurt a.M.
- Hekele, K. 2005: Sich am Jugendlichen orientieren. Weinheim/München
- Hußmann, M. 2011: „Besondere Problemfälle“ Sozialer Arbeit in der Reflexion von Hilfeadressaten aus Jugendlichen Straßenszenen in Hamburg. Eine qualitative Studie unter besonderer Berücksichtigung der Membership-Theorie nach Hans Falck. Münster
11. Kinder- und Jugendbericht 2001: Bundesregierung Berlin
14. Kinder- und Jugendbericht 2013: Bundesregierung Berlin
- Köttgen, Ch. 2008: Ausgegrenzt und mittendrin. Frankfurt a.M.
- Kunstreich, T. 2000/2001: Grundkurs Soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit, Bd. 1./Bd. 2. Bielefeld
- 2005: Sozialgenossenschaften – ein Versuch, eine kooperative Vergesellschaftung im kapitalistischen Sozialstaat zu denken. In: Widersprüche, Heft 97, S. 105-122
  - 2009: Anmerkungen zu einer dialogischen Sozialwissenschaft. In: Birgmeier, B./Mührel, E.(Hg.): Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorie(n). Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden, S. 291-303
  - 2012: Nutzung der sozialen Infrastruktur – eine exemplarische Untersuchung in zwei Hamburger Stadtteilen (Lensiedlung und Schnelsen-Süd). Hamburg (Jugendamt Eimsbüttel, Region 2)
  - 2013: Sozialer Raum als „Ort verlässlicher Begegnung“ – Ein Essay über Verbindlichkeit und Verlässlichkeit. In: Widersprüche, Heft 125, S. 87-90
- Mannschatz, E. 2003: Gemeinsame Aufgabenbewältigung als Medium sozialpädagogischer Tätigkeit. Denkanstöße für die Wiedergewinnung des Pädagogischen aus der Makarenko-Rezeption. Berlin
- Richter, H. 2001: Kommunalpädagogik. Hamburg
- Schaarschuch, A. 2000: Gesellschaftliche Perspektiven sozialer Dienstleistungen. In: Müller, S./Sünker, H./Olk, Th./Böllert, K. (Hg): Soziale Arbeit. Gesellschaftliche Bedingungen und professionelle Perspektiven. Neuwied/Kriftel
- Wagner, T. 2012: „Und jetzt alle mitmachen!“ Ein demokratie- und machttheoretischer Blick auf die Widersprüche und Voraussetzungen (politischer) Partizipation. In: Widersprüche, Heft 123, S. 15-38
- Weigand, G./Hess, R./Prein, G. (Hg.) 1988: Institutionelle Analyse. Theorie und Praxis, Frankfurt a.M.
- Widersprüche 2007: Wer nicht hören will, muss fühlen? – Zwang in öffentlicher Erziehung, Heft 106
- 2009: Grenzen des Zwangs? Soziale Arbeit im Wandel, Heft 113

Timm Kunstreich, Bahnhofstraße 21-25, 21614 Buxtehude  
E-Mail: [TimmKunstreich@aol.com](mailto:TimmKunstreich@aol.com)

# PERIPHERIE

Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt



**PERIPHERIE 130 / 131**  
Die Welt des Kapitals  
2013 – 252 Seiten – 24,00 €  
ISBN 978-3-89691-834-5

**PERIPHERIE 129**  
Leben im Widerstand  
2013 – 140 Seiten – € 12,00  
ISBN 978-3-89691-833-8

**PERIPHERIE 128**  
Fair Trade – Eine bessere Welt ist käuflich  
2012 – 160 Seiten – € 12,00  
ISBN 978-3-89691-832-1

**PERIPHERIE 126 / 127**  
Umkämpfte Räume  
2012 – 252 Seiten – € 24,00  
ISBN 978-3-89691-831-4

**PERIPHERIE 125**  
Politik mit Recht  
2012 – 140 Seiten – 12,00 €  
ISBN 978-3-89691-830-7

**PERIPHERIE 124**  
Land – Konflikt, Politik, Profit  
2011 – 156 Seiten – 10,50 €  
ISBN 978-3-89691-829-1

ISSN 0173-184X

Die **PERIPHERIE** erscheint mit 4 Hefen im Jahr – jeweils zwei Einzelhefte von ca. 140 Seiten Umfang und ein Doppelheft von ca. 260 Seiten. Sie kostet im Privatabo jährlich € 30,10 und im Institutionenabo € 55,20 jeweils plus Porto. Das Abo kann jeweils bis 8 Wochen vor Jahresende schriftlich beim Verlag gekündigt werden. Das Einzelheft kostet € 10,50, das Doppelheft € 21,00.

**WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT**



Hafenweg 26a · 48155 Münster · Tel. 0251-3900480 · Fax 0251-39004850  
e-mail: [info@dampfboot-verlag.de](mailto:info@dampfboot-verlag.de) · <http://www.dampfboot-verlag.de>



Sven Heuer

## Die Ordnung der „konfrontativen Pädagogik“ – Zwischen Präventionsstrategie und Punitivitätskonzept

Im Anschluss an die sozialwissenschaftliche Debatte um Punitivität wird Strafbereitschaft zunehmend im Diskurs über die Etablierung von Zwangselementen einer öffentlichen Erziehungspraxis zur Interventionsstrategie und konzeptionalisierten Größe. Im folgenden Beitrag werde ich aus Anlass des Konzepts „Handeln gegen Jugendgewalt“ der Hamburger Landesregierung – seit 2008 politisch realisiert – nach der strafbetonten Seite der Gewaltpräventionskampagnen und -praktiken fragen. Dabei werden die kommunalen Strukturen und die konzeptionell-pädagogischen Reaktionen der konfrontativen Pädagogik skizziert, die eine Verbindung zwischen kriminalpolitischen Setzungen und repressiver Normalisierung von Strafpulsen markieren.

### Professionsklima der Punitivität?

Die „neue Lust am Strafen“ – allgemein markiert als eine gesteigerte moralische Akzeptanz gegenüber härteren Straforientierungen – findet sich in einer politisch-pädagogischen Etablierung von sozialpädagogischen Punitivitätspraktiken wieder. Sie liest sich streckenweise wie eine neue Steuerungsdebatte zwischen Kriminalpolitik und wohlfahrtsstaatlichen Akteuren im öffentlichen Erziehungsfeld (vgl. Dollinger/Schmidt-Semisch 2011; grundlegend Lautmann et al. 2004).

Im Spannungsverhältnis Sozialer Arbeit zwischen aktivierungspolitischen Sanktionskulturen und sozialtechnologischen Präventionsstrategien wird in der Problembearbeitung von Devianz bzw. dem attestierten Phänomen der „Jugend- und Gewaltkriminalität“ die Frage aufgeworfen, wo „Soziale Arbeit“ ihren „sozialen Ort“ zwischen „Herrschaftspraxis und Herrschaftslegitimierung“ (Dollinger 2011: 236; Hervorh. i.O.; Dollinger 2010: 121ff.) besetzt. Die Herrschaftslegi-

timierung ist im Fall punitiver Dynamiken weniger über die Fokussierung auf ein generalisiertes Strafbedürfnis oder als mentalitätsorientierter Ruf nach einer härteren Strafpraxis der Bevölkerung oder Justiz belastbar. Vielmehr wird in aktuellen kriminalpolitischen Studien die „These von zunehmender Punitivität der deutschen Sanktionierungspraxis“ als ein empirisch nicht begründeter „Mythos“ (Heinz 2011: 27) zurückgewiesen. Werden hingegen die Professionsmentalitäten pädagogischer Praktiker in den Blick genommen, sind stichprobenartige Hinweise für eine professionelle Sanktionsbereitschaft in pädagogischen Arbeitsbeziehungen sichtbar, die einen „starke[n] Zusammenhang zwischen „Wohlfahrtsskepsis“ und autoritärer „Punitivität“ (Ziegler 2011: 76) abbilden. In Studien im Rahmen von Begleitforschungen des Projekts „Zukunft Personalentwicklung in der Kinder- und Jugendhilfe“ wurden mehr als 700 Fachkräfte aus ca. 20 Einrichtungen zu Fragen der Professionshaltungen gegenüber wohlfahrtsstaatlichen Hilfeleistungen befragt (vgl. Mohr/Ziegler 2012: 279; Mohr/Ziegler 2012a). Über 36% halten eine „stärkere Betonung der Werte von Disziplin und Ordnung in der Sozialen Arbeit“ für wichtig. Es sind „zwei Fünftel der Befragten“ dafür, „mangelndes Kooperationsverhalten der KlientInnen zu bestrafen, und ebenfalls zwei von fünf Befragten forderten mehr Möglichkeiten als bisher, um mangelndes Kooperationsverhalten der KlientInnen zu sanktionieren“ (Mohr/Ziegler 2012: 279).

Wird darüber hinaus berücksichtigt, dass die These einer „neuen Lust am Strafen“ im Professionalisierungsdiskurs Sozialer Arbeit als „Renaissance des Zwangs auf der Ebene der Konzepte und Maßnahmen“ (Widersprüche 2007: 4) an administrativer „Evidenz“ gewinnt, scheint die Frage nach „härteren“ pädagogischen Eingriffsschwellen methodisch durchaus akzeptiert. Strategisch erscheinen „Punitivitätskonzepte“ einerseits als Normalisierungsinstrument, um den offensichtlichen Zweifel pädagogischer Wohlfahrtsexperten zu bereinigen. Andererseits knüpfen sie selbst über aktivierungspolitische Sanktionsnormen sowie paternalistisch-justiziable Handlungsrationitäten des SGB II neue sozialpolitische Allianzen. In einer „Kultur der Punitivität“, so Oelkers und Ziegler, zielen gruppenspezifische „neo-korrektionalistische Behandlungsmaßnahmen“, die zwischen pragmatischen „Devianzmanagement“ und der „Darstellung souveräner staatlicher Macht und Härte“ (Oelkers/Ziegler 2009: 41) pendeln, auf eine (De-)Professionalisierung von alltagstheoretischen Sanktions- und Disziplinierungsstilen.

Anschließend an diese Überlegungen wird im Folgenden der These nachgegangen, dass „konfrontative Pädagogik“ als Teilströmung gewaltpräventiver Interventionsprogramme die Normalisierung und pädagogische „Versachlichung“ von „Strafe“ zu einer entscheidenden sozialpädagogischen Handlungsrationa-

lität erhebt und soziale Problemkonstellationen neu klassifiziert. Auf der wissenschaftsbasierten Ebene der punitiven Sprache, Rhetorik und Grammatik werden Kategorisierungen von Jugendkriminalität gezeichnet, die unter dem öffentlich-medialen Slogan der „Wiederherstellung innerer Sicherheit“ bis zur Aberkennung von jugendlichen Anspruchsrechten führen (vgl. Stehr 2002: 113ff). Im Folgenden werde ich das Punitivitätsphänomen als Zusammenspiel zwischen lokaler Kriminalitätskontrolle und sozialarbeiterischer Konzeptionalisierung und Methodik in den Blick nehmen.

Eine methodisch neu zu begründende Handlungslogik scheint zwingend zu sein, um das „Unbehagen in der punitiven Kultur“ (Cremer-Schäfer 2007) zu normalisieren. Gerade im Bündnis zwischen Sozialer Arbeit und Kriminalpolitik werde eine „Bereitschaft“ erzeugt, die „ideologische Widersprüche“ moralisch zu überbrücken sucht (ebd. 2007: 73). Mit Michel Foucault lassen sich die pädagogischen Punitivitätsdynamiken als eine „allgemeine Politik der Wahrheit“ bestimmen, diese „akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt“ (Foucault 1978: 51). Eine punitivitätsorientierte Wahrheitspolitik etabliert demnach Legitimierungsgarantien in der gegenwärtigen Institutionalisierung der „Straf- und Sozialisationspolitik“ (Kessl 2011: 132) als einen punitiven Professionalisierungsdiskurs. Wo „Strafe“ als „notwendig“ inszeniert wird, muss Pädagogik an die moralischen Grenzen ihrer „Vergeblichkeit“ gestoßen sein.

„Die um die vorherige Jahrhundertwende aufkommende kriminalpolitische Losung, wonach die Sozialpolitik die beste Form der Kriminalpolitik darstelle, ist dabei, in ihr Gegenteil verkehrt zu werden: Kriminalpolitik als Fortsetzung oder gar Ersetzung der Sozialpolitik.“ (Sack 2002: 60f.; Cremer-Schäfer/Steinert 1998: 75). Die veränderte Straf-Wohlfahrts-Politik (vgl. Garland 2008) senkt nachhaltig die institutionell-pädagogischen Akzeptanzen gegenüber wohlfahrtsstaatlichen Rehabilitationsidealen: „Mit diesen häufig als „expressiv“ bezeichneten Funktionen punitiver Politik ist dieses Modell eher auf Exklusion oder Segregation angelegt. [...] Da eine punitive Politik direkt auf ein Publikum zielt, ist sie durchlässiger für Reaktionen der Öffentlichkeit“ (Groenemeyer 2006: 272).

Soziale Bedeutungsmotive bilden die Kette kriminalpolitischer Zuschreibungsmuster, die darauf verweisen, „wie soziale Realität repräsentiert wird, welche Deutungen sozialer Probleme in dieser Repräsentation [...] Bedeutung gewinnen [...] und wie die Sozialpädagogik an den betreffenden Diskursen beteiligt ist, zu ihrer Reproduktion beiträgt und/oder sie unterläuft“ (Dollinger 2011: 236). Wie eine Verknüpfung pädagogischer und kriminalpolitischer Präventionsstrategien die strukturelle Gestaltungskraft Sozialer Arbeit als ordnungspolitisches Scharnier organisiert, kann exemplarisch in drei Handlungsmustern der „Rationalisierung“,

„Professionalisierung“ und „Kolonisierung“ abgebildet werden (Kunstreich 2012: 66-69). In Anlehnung an Timm Kunstreich werde ich in drei Schritten nach den regulativen Strategien und Transformationen Sozialer Arbeit als „stake holder im Feld der Kriminalitätskontrolle“ (Ziegler 2005: 168; Hervorh. i.O.) fassen.

### Punitivitätsrhetorik: Zur Aktualität lokaler Präventionsregime – Der „heiße Stuhl“ in Hamburg

„Mit dem Interventionskonzept „Handeln gegen Jugendgewalt“ ist ein bundesweit einmaliges System geschaffen, das von der Früherkennung von Auffälligkeiten im Kindesalter bis zur effektiven Strafverfolgung reicht. Die Maßnahmen zeigen, dass nicht nur die Täter, sondern auch die Opfer im Fokus der Behörden stehen“ (BASFI 2012), so die institutionelle Positionierung. Seit 2008 vom Hamburger Senat implementiert steht das behördenübergreifende Handlungsmodell für eine kriminalpolitisch-strategische Feinjustierung zwischen Staatsanwaltschaft, Schule, Steuerungsstellen der Jugendhilfe, Jugendgerichtshilfe, Jugendbewährungshilfe, zentraler Ausländerbehörde und anderen beteiligten Behörden und Beratungsstellen. Mit dem Ziel einer „gesteigerten Handlungsfähigkeit“ und eines effizienten Informationsaustausch über die städtische Problembearbeitung von „Jugendgewalt“ soll die Kooperation der politischen Organisationskulturen zwischen Sozial- und Kriminalpolitik verstärkt werden. Der Informationsaustausch von Täterdaten potenzieller oder bereits straffälliger jugendlicher „Schwellentäter“ wird über Controllingverfahren und gemeinsame Fallkonferenzen abgesichert. Professionstheoretisch wird damit eine Differenz zwischen Prognose und Diagnose strukturell in Frage gestellt. Die Zielformulierungen des Zehn-Säulen-Modells machen zudem die ordnungspolitische Ausrichtung sichtbar. Beispielsweise kann an den Gewaltpräventionsprogrammen im Kindesalter („Early Starter“), einer verstärkten polizeilichen Präsenz an Hamburger Schulen („Cop4U“) und einer institutionsübergreifenden täterorientierten Strafverfolgung gezeigt werden, wie Struktureffekte der „Rationalisierung“ die „Verwandlung sozialer Ereignisse in individuelle Defizite“ (Kunstreich 2000: 73) einleitet. Aufgrund der federführenden Koordination der Fallkonferenzen durch die Polizei wird die Unterscheidung der Arbeitsprinzipien zwischen der polizeilichen Logik des „Legalitätsprinzips“ und Sozialer Arbeit, basierend auf dem Zeugnisverweigerungsrecht des „Daten- und Vertrauensschutz“, streckenweise aufgehoben (vgl. Möller 2010: 18; Sturzenhecker et al. 2011). Dieser personenbezogene Datenaustausch wird als „geboten“ angesehen bzw. kooperativ normalisiert: „Polizeimeldungen werden direkt aus dem IT-System der Polizei (COMVOR) über

eine Schnittstelle an die Software der Jugendämter übermittelt, so dass Übertragungsfehler ausgeschlossen sind“ (BH-Drucksache 19/8174: 13).

Auf dem skizzierten Hintergrund einer kommunalen Favorisierung repressiver Interventionsstrategien ist die flächendeckende Forderung nach einer verbindlichen Teilnahme „potenzieller gewalttätiger Schüler“ an erzieherischen Ordnungsmaßnahmen kein Zufall. Mit der Einführung gewaltpräventiver Sozialtrainingsangebote an Hamburger Schulen, an denen insgesamt ca. 2000 SchülerInnen teilnehmen sollen, folgt das Projekt „Cool in School“ Methoden konfrontativer Pädagogik. Es wurde 2012 an insgesamt 32 Schulen mit ca. 500 Teilnehmern umgesetzt (vgl. Ludwigshausen/Böhm 2011: 31; LI Hamburg 2012; Drucksache 20/5972: 10). Die konfrontativ-pädagogischen Handlungskonzepte bedienen damit wesentlich punitive Impulse: Mit der Übernahme der Teilmethode des „heißen Stuhls“ – ursprünglich entlehnt aus „Anti-Aggressivitäts-Trainings“ für „Intensiv- und Mehrfachtäter“ im geschlossenen Erwachsenenstrafvollzug – in „Coolness-Trainings“-Konzepte für 12- bis 15-jährige Kinder und Jugendliche, stellen sich zudem grundsätzliche Fragen nach etwaigen (Grund-)Rechtsverletzungen (vgl. §1631 BGB; rechtliche Aspekte: Rzepka 2005) und ethischen Grenzüberschreitungen (vgl. Bentheim/Wielsch 2010; Heuer 2012). Zugleich wird mit der Umgehung des Wahl- und Freiwilligkeitsgebots der Eltern und Jugendlichen bei „erzieherischen Maßnahmen“ durch die Vorrangigkeit der Zwangsteilnahme und somit die Beschneidung der Aushandlungsprozesse (gemäß SGB VIII), die Ausschöpfung frühzeitig einsetzender Erziehungshilfen oder sonstiger alternativ angelegter Hilfeleistungen strukturell ausgeblendet (vgl. Grummt et al 2010: 125). Vielmehr ermöglicht das Schließen einer kriminalpolitischen Lücke mit pädagogischen Mitteln, dass sozialätiologische Kausalerklärungen von „Jugendgewalt“ und „Delikthäufigkeiten“ antizipiert werden (vgl. Dollinger 2010: 168f.), die dann für eine sozialtechnologische und tatspezifische Bearbeitung zur Verfügung stehen.

### Klassifikationssystem „Konfrontative Pädagogik“

Dem Sammelbegriff der „Konfrontativen Pädagogik“ als Markenzeichen für tertiäre Gewaltpräventionskonzepte – Anfang der 80er Jahre in Deutschland stufenweise etabliert – folgten neben dem Grundkonzept des Anti-Aggressivitäts-Trainings weitere sekundär und primär ausgerichtete (Gewalt-)Präventionsprogramme, die maßgeblich von Weidner und Kilb im pädagogischen Handlungskonzeptdiskurs etabliert wurden (vgl. zum Überblick Weidner/Kilb 2011).

Neben dem deliktspezifischen Wissen über „Gewaltkriminalität“ und einer tatdiagnostischen Ausrichtung verspricht die Konfrontationspädagogik schnelle

Reaktionen auf „Jugendgewalt“. Im Zentrum stehen die verhaltensspezifischen „Bearbeitungen“ von Gewalt als „behaviorale Behandlungs- bzw. Trainingsprogramme, die auf klar umrissene („kriminogene“) Verhaltensweisen und bestimmte mehr oder weniger psychometrisch ermittelte individuelle Risikodispositionen gerichtet sind. Sie zielen weniger auf eine wohlfahrtsstaatlich inspirierte ‚Normalisierung‘ ‚andersartiger‘ Akteure, sondern haben genau umgekehrt die ‚Verhaltenskontrolle‘“ (Ziegler 2005, S. 175ff.; Hervorh. i.O.) zum Ziel. Das Anti-Aggressivitäts-Training steht als Schlüsselkonzept für andere konfrontative Handlungsmethoden Modell. Als Patchwork-Konzept sind eine Reihe vorthérapeutische Interventionsverfahren, wie Teilmethoden der Provokativen Therapie Farellys, der konfrontativen Therapie (Corsini) und der Gestalttherapie (Perls) in Verknüpfung zu sozialkognitiven Lerntheorien ins deliktsspezifische Präventionsprogramm eingelassen. Wie am Beispiel des „Coolness-Training“ bereits veranschaulicht, dienen „konfrontative Methoden“ als Tool-Box für verschiedene ineinander verwobene behavioristische Erziehungs- und Therapiebausteine. Im Hinblick auf Exklusions- und Ausschließungseffekte wird die Zugehörigkeit zu einem „gewalttätigen“ Submilieu als Personenkreis der „Gewaltkarriereanfälligkeit“ zum Anlass genommen, das sanktionierende Doppelmodell von Zwangsinterventionen pädagogisch legitimierbar werden zu lassen. Der konfrontative Einsatz setzt auf „strafen und behandeln!“ als eine „Behandlungsmotivation durch Strafandrohung“ (Weidner 2008: 14). Die Frage nach bewussten Strafanteilen in der konfrontativen Punitivitätsrhetorik bemisst sich an „Motivzuschreibungen in Gestalt eines Expertenwissens“ (Scherr 2002: 308), das die umstrittenen Eingriffsrechte über die „Gefährlichkeitsdiagnose“ in einfache sozialätiologische Bedingungsverhältnisse setzt. Die Ablehnung vom Labeling-Approach ist exemplarisch für die Professionalisierungsbestimmung. Die „hässliche Nebenwirkung“ von Etikettierungsansätzen wird mit pädagogischer Handlungsunfähigkeit gleichgesetzt. „Professionelle“ sind „derart beeindruckt, dass sie gar nicht mehr eingreifen mögen. [...] Falsch verstanden führt dies dazu, dass überfällige Wahrheiten dem Probanden gegenüber verschwiegen werden. Daher an dieser Stelle der Appell: Übertreiben Sie es nicht mit der Stigmatisierungsangst“ (Weidner 2008: 18). Statt orientiert an Etikettierungsansätzen offene pädagogische Interpretationsmuster zu entwickeln, wird der „Gewalttäter“ als rational handelnder Akteur konstruiert und ist kriminologisch gesehen im Rational-Choice-Ansatz als Erklärungsfigur für konfrontative Behandlungsansätze konzeptionell belastbar (Sack 2002: 38f.; Krasmann 2000: 209). Konfrontative Pädagogik geht bei abweichendem (Gewalt-)Verhalten von mangelnder Verantwortung aus und kann somit „Konfrontation“ als „eine „harte“ Variante der Responsibilisierungsstrategien“ (Krasmann 2000: 212) legitimieren.

Das Klassifikationssystem konfrontativer Rationalitäten und deren Professionalisierungsbestrebungen begründen ihre punitive Notwendigkeit aus der Gefährlichkeitsdiagnose und repressiven Systembedeutungen innerhalb des Kriminalitätsfelds (vgl. Christe 2005: 14ff.). Die „Erfindung immer neuer Interventionsfelder“ als „Präventionsmaßnahmen“ fokussieren durch ihre spekulative Vorbeugungspraxis nicht „auf Interpretationen, sondern auf Imaginationen. So ist die entscheidende politische Frage nicht, ob diese real oder unreal sind, sondern welche Konsequenzen sie zeitigen“ (Krasmann 2011: 53). Die „Imaginationen“ und das „Wissen“ der konfrontativen Anti-Gewalt-Konzepte als methodische Arbeitsprinzipien geben nicht nur Einblick in das „heimliche Curriculum gegen Gewalt“ (Neumann 2008: 259), sondern repräsentieren eine konzeptionell begründete Zweitrangigkeit von Resozialisierungsidealen, auf die nur „verdient“ ein Anspruch erhoben werden kann. Die gezielte Logik einer „didaktischen Dramaturgie“ (Kilb 2009: 153) wird in ihrer konzeptionellen Funktionalisierung auf der Ebene der Semantiken sichtbar und versucht, über die „Zirkulation von Geschichten über Kriminalität“ einen moralischen Konsens einzuführen (Cremer-Schäfer/Steinert 1998: 32). Dabei ist das Mischverhältnis zwischen Responsibilisierungsstrategien „auf der Oberfläche“ (vgl. Krasmann 2000) und punitiver Erzwingung von „Verhaltenskontrolle“ über die Grammatik der Konfrontativen Pädagogik kategorisiert.

Assoziative „Täterbiografien“ und „Gewaltkarrieren“, die durch derart beabsichtigte Fokussierung auf eine tatfixierte Behandlung gezielte (Re-)Integration- oder Rehabilitationslogiken verweigern, erzeugen zwangsläufig ein sanktionsorientiertes Methodenmuster. Das „Wissen vom staatlichen Strafen“ als „eminenter Bestandteil des Wissens über soziale Ausschließung“ (Cremer-Schäfer/Steinert 2000: 45; vgl. Singelstein 2010) wird hier rhetorisch entpädagogisiert: „Interventionen fallen nicht leicht, denn diese Jugendlichen haben etwas Irritierendes: Sie sind geradezu erziehungsresistent“ (Weidner 2008a: 17):

„Oft „schmeißen“ sie ganze Stunden und fallen durch delinquentes Verhalten auf dem Schulhof und in der Freizeit auf. Diese Schüler haben Spaß an der Gewalt, denn in ihrem Erleben macht sie Gewalt stark und unangreifbar. Sie fühlen sich zwischen Rambo und Versager und das macht sie stimmungabhängig und unberechenbar. [...] In der Auseinandersetzung mit ihren Taten sind sie Meister im Rechtfertigen und Verharmlosen von Gewalt“ (Ludwigshausen/Böhm 2008: 22).

Das ordnungspolitisch dominierende Bild des „Gewalttäters“ und „Spaßschlägers“ schafft nicht nur – wie selbsterfüllend prophezeit – das „konfrontative“ Interventionsrecht, sondern erklärt auch die punitive Inanspruchnahme „sozialer Probleme“. Aus professionstheoretischer Sicht sind die „Gewaltprobleme“ so ausgewiesen, dass „diese weitgehend den Lösungen entsprechen, über die sie je

(professionell) verfügen“ (Pfadenhauer 2005: 14). Mit diagnostischen Testungsverfahren wie Fragebögen zur Erfassung von Aggressivitätsfaktoren (FAF), Kosten-Nutzen-Kalkulationen gewaltförmiger Devianz, Vorstrafenregister und politisch-administrativer Risikotaxierung wird eine Nacherzählung von „Gewalttäterprofilen“ geschaffen, die ein Wissen über Ausschließungsargumente der potenziell straffälligen Adressaten sammelt, um konfrontative und/oder punitive sozialarbeiterische Interventionen als letzte „Alternative“ zu „vermutlich sehr viel repressiver ausfallender späteren Reaktionen und entsprechend fortgeschrittenen Desintegrations- und Exklusionsfolgen“ (Kilb 2008: 201) legitimierbar auszugestalten.

### Die „verrohte Psyche des Gewalttäters“! – Klientenkonzept und Opferpolarisierung

Die Polarisierung zwischen Tätern und Opfern begründet das Adressatenkonzept konfrontativer Pädagogik und kann als strategische Legitimationsbasis für die Tatkonfrontation gelten. „Oberstes Ziel ist die Opfervermeidung“ (Gall 2011: 246) und die zentrale Begründungsfigur für konfrontative Eingriffe: „Moral? Darf man so mit den Trainingsteilnehmern umgehen? Antwort: Erfolgreiches AAT ist der beste Opferschutz!“ (Burschky et al 2004: 93). Opferzentrismus ist eine zentrale Redefigur punitiver Präventionsstrategien (Garland 2003: 63) und findet in konfrontativen Handlungskonzepten eine konzeptionelle Ausgestaltungsform, indem Opferorientierung und Konfrontationslogik im Verhältnis zur Eingriffsintensität dargestellt werden:

Pädagogik der „Grenzziehung“: Die Pädagogik der „Grenzziehung mit Herz“, aus der konfrontative Konzepte ihre Interventionslogik beziehen (vgl. Weidner 2008a: 16ff.), nimmt auf der Ebene der professionellen Arbeitsbeziehung ihren punitiven Ausgangspunkt: Das Machtverständnis konfrontativer Pädagogik zielt nicht nur auf eine einseitige Ausgestaltung der Helfer-Adressaten-Beziehung, sondern unterschlägt in der einseitigen Professionsbeschreibung (konzeptionell) die Mitgestaltungsalternativen der Adressaten. Pädagogen, die „kraft ihrer professionellen Überlegenheit nicht in den Dialog treten müssen, nicht auszuhandeln haben, sich nicht verständigen müssen, sondern aufgrund professionellem beruflichen Wissen in Überlegenheit entscheiden“ (Kunstreich et al 2004: 37), indizieren demnach weitere punitive Eingriffe als „notwendige“ Interventionen. Durch die „Metapher der Grenzziehung [...] entsteht ein Kräftemessen, in dem weder die Adressaten ihre Deutungen als ‚wahr‘ durchsetzen noch Professionelle, ‚wahre‘ Pädagogen sein können: Der pädagogische Bezug zieht nicht mehr“ (ebd. 2004: 37).

Opfer-Täter-Polarität: Das „Nachdenken über die Opfer, das Einfühlen in ihr Leid“, indem „Jugendhilfe und Justiz alles tun müssen, um das Elend, das die Jugendlichen schon angerichtet haben, in deren Köpfe ‚einzumassieren“ (Weidner 2008:15), ist nicht nur ein (suggestiv) inszenierter Wiedergutmachungsakt am Opfer, sondern antizipierter Opfervermeidungsschutz. Die „Einmassierung des Opferleids“ (Weidner 2005: 31), um Neutralisierungstechniken der „Gewalthandlungen“ zu durchbrechen, dient gleichzeitig als kriminalpräventive Suggestion von härteren Eingriffsrechten, die unter Aspekten der „Konkurrenz und Polarität [...] zwischen Opfer und Täter“ die „kalte Seite‘ der Gerechtigkeit“ (Cremer-Schäfer 2005: 195) einführt. Aus Sicht der kritischen Kriminologie sind Opfer-Täter-Polarisierungen Repräsentationsmodelle für expressiv-kriminalpolitische Fragen der inneren Sicherheit: „Das Opfer ist eine Form der Subjektivierung, eine Konstruktion, wenn man so will, die sich vorzüglich in eine Sicherheitsstrategie fügt, die safety verspricht und dabei an das Bedürfnis nach security – die Welt ist in Ordnung – anknüpft und zugleich ein Gefühl von certainty – wir sind richtig – mobilisiert“ (Krasmann 2003: 95).

Konfrontationsstrategien: Die Konfrontationsinszenierung als „life-act-Rollenspiel“, in denen die Taten des Gewalttäters nachempfunden werden, folgt der Konfrontation als „didaktische Dramaturgie“ (Kilb 2009: 153) und ist ein wesentlicher methodischer Baustein. „Konfrontieren ist das Gegenüberstellen von Personen, Meinungen, Denkweisen und Sachverhalten. Im Lateinischen bedeutet ‚confrontare‘ Stirn gegen Stirn zusammenstellen, Konfrontation – jemandem die Stirn bieten. Wir bieten den gewaltbereiten Kindern und Jugendlichen die Stirn!“ (Weidner/Gall 2010: 11). Die Begründungen der konfrontativen Pädagogik spielen nicht etwa auf eine klare Abgrenzung zu der operativen Ausgestaltung der Konfrontationssitzung an, sondern auf die Arbeitsbeziehung zwischen „Gewalttäter“ und konfrontativem Akteur per se: „Dem Sozialpädagogen oder Psychologen kommt dabei die Rolle des ‚Advocatus Diaboli‘ zu, der den Finger in die konflikt- und aggressionsgeladene Wunde legt“ (Burschky et al 2004: 86). In den Sitzungen mit Anwendung des „heißen Stuhls“ wird aus der Tatkonfrontation die Inszenierung eines „sozialpädagogischen Gerichts“ (Neumann 2008: 274). Die Rolle des „Angeklagten“ und die Funktion eines „Urteils“ sind wesentliche Dramatisierungsmittel, die moralische Wirksamkeiten in Bezug auf eine optionale Verhaltensänderung suggerieren (ebd. 2008: 274). „Die Strategie der Konfrontation stellt zuallererst eine enorme Steigerung der symbolischen Effektivität und Effizienz pädagogischer Praxis dar. Das erwartete Verhalten veränderter Personen wird nicht in der Behandlung abgelesen, es ist bereits ein Moment der Intervention selbst“ (ebd. 2008: 275).



Das pädagogische Konzept als konkurrierend inszenierte „Alternative“ zu strafrechtlichen Sanktionsinstrumenten (z.B. des Jugendstrafrechts) kann auch aus der Perspektive der Protagonisten den durchaus bewusst eingesetzten Strafcharakter konfrontativer Eingriffe nicht verschleiern. Die verschärft betonte Machtasymmetrie und Adellung des „Expertenurteils“ unter Zwang fokussiert eben nicht eine möglichst reduzierte Dosis von „Gegen-Gewalt“ und „Konfrontation“, sondern verkehrt die Handlungslogik einer möglichst minimalen Gegenreaktion in ihr Gegenteil. Die Eingriffsrechte – über die Professionsrolle des Konfrontationspädagogen abgesichert – sind gerade in den tribunalartigen Sitzungen des „Heißen Stuhls“ in den Strukturen der Inszenierung des „sozialpädagogischen Gerichts“ eingebettet und somit kaum von Adressatenseite mit einem Veto mitzusteuern. Die Differenz zwischen professionellem Interventionsrecht und inszenierten „Beschimpfungen“ und „Härte“ im Konfrontationsspiel wird insofern ausgesetzt, da Übergriffigkeit und Demütigungsrituale in ihrer „psychologisierten Abwandlung“ eine physische Gewaltoption darstellen. Der Eingriff „ins physische Gleichgewicht“ wird als „unangenehmer“, „harter“ und „belastender, aber notwendiger Prozess für alle Beteiligten“ beschrieben (Kilb 2008: 203; Gall 2011: 252). Hier wird über institutionalisierte Zwänge hinaus eine Praktik sichtbar, die einer „systematischen Reproduktion von Macht-Ohnmachts-Dynamiken“ (Schallberger 2009: 283) so viel pädagogisches „Spiel“ verleiht, dass konfrontative Interventionen ein „Lernen am falschen Modell“ (Plewig 2010:161) kultiviert. Der Eingriff ins „physische Gleichgewicht“ der (potenziellen) „Gewalttäter“ ist ethisch nur in relationaler Eigenlogik zu einem präventiven „Opferschutz“ und einer glaubhaften Vermittlung von Risikolagen in den Kriminalpräventionsdiskurs einzuführen. Der Euphemismus der konfrontativen Inszenierungen ist zeitgleich die Verwandlung, indem eine kausale Interventionskette aufgebaut wird.

Die These von der neuen Lust am Strafen kann im Fall der konfrontativen Pädagogik als wohlfahrtsstaatliche Sorge um Gewaltopfer und innere Sicherheit eine institutionalisierte Praktik der Kriminalitätskontrolle einführen, die eine „notwendige“ Strafbereitschaft nicht nur ihrer Täter-Opfer-Polarisierung verdankt, sondern auch über ihren Wirksamkeitsmythos als Corporate Identity. Das kriminalpolitische Operationalisierungsfeld „konfrontativer Pädagogik“ sondiert sich als eigenes Klassifizierungssystem ordnungspolitischer Nacherzählungen als „soziale Zensuren“ und „moralisch-ideologischer Formationen“ (Sumner 1991: 256) – als kooperative Ordnung ersten Grades. Der strafaffirmative Ton konfrontativer Deutungsmodelle ist auf das eigene Versprechen ausgerichtet: Härte gegen Härte! Das wirkt, auch ohne ethische Begründungspflicht! Dieser populistische Reiz etabliert sich im vorprofessionellen Raum über eine Pädagogik

der Punitivität, die im Fahrwasser kriminalpolitischer Diskurse, eine öffentliche Trivialisierung von „Jugend-Gewalt“ rhetorisch bejahen muss, um ihr konzeptionalisierbares Methodenmuster zu entnehmen.

### Literatur

- Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration, Hamburg (BASFI) 2012: Leitstelle „Handeln gegen Jugendgewalt“. Letzter Zugriff 25. März 2013: URL: <http://handeln-gegen-jugendgewalt.hamburg.de>
- Bentheim, Alexander/Wielsch, Hans-Jürgen 2010: Kein Heißer Stuhl in Hamburger Schulen! In: Forum für Kinder- und Jugendarbeit. Heft 2, S. 41-45
- Burschik, Leo/Sames, Karl-Heinz/Weidner, Jens 2004: Das Anti-Aggressivitäts-Training: Curriculare Eckpfeiler, Forschungsergebnisse. In: Weidner, Jens/Kilb, Rainer/Kreft, Dieter (Hrsg.): Gewalt im Griff, Band 1, Neue Formen des Anti-Aggressivitätstrainings. 4. Aufl., Weinheim/Basel, S.78-95
- Christe, Nils 2005: Wieviel Kriminalität braucht die Gesellschaft? München
- Cremer-Schäfer, Helga 2005: Wenn Kontrolle zur Strafe wird und Strafe außer Kontrolle gerät. Anmerkungen zur Theoretisierung und Moralisierung von Kriminalitätskontrolle in kritischen Kriminologien. In: Pilgram, Arno/Stangl, Wolfgang/Prittowitz, Cornelius (Hg.): Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie 2004. Kriminologie als Akteurin der Kriminalpolitik. Baden-Baden, S. 189-202
- 2007: Populistische Pädagogik und das „Unbehagen in der punitiven Kultur“. In: Widersprüche Heft 106, S. 59-75
- /Steinert, Heinz 1998: Straflust und Repression. Zur Kritik der populistischen Kriminologie. Münster
- Dollinger, Bernd 2010: Jugendkriminalität als Kulturkonflikt. Wiesbaden
- 2011: Die politische Identität der Sozialpädagogik. Bruchstücke einer herrschaftstheoretischen Reformulierung. In: Neue Praxis, Jg. 41, H. 3, S. 228-242
- /Schmidt-Semisch, Henning (Hrsg.) 2011: Gerechte Ausgrenzung? Wohlfahrtsproduktion und die neue Lust am Strafen. Wiesbaden
- Bürgerschaft der freien Hansestadt Hamburg-Drucksache 19/8174, 2010: Mitteilung des Senats an die Bürgerschaft. Fortschreibung des Handlungskonzepts „Handeln gegen Jugendgewalt“ und weiterer Maßnahmen gegen Jugendgewalt (Letzter Zugriff 25. März 2013: URL: <http://handeln-gegen-jugendgewalt.hamburg.de/contentblob/2797318/data/fortschreibung-handlungskonzept-2011.pdf>)
- Drucksache 20/5972, 2012: Erweiterung und Intensivierung des Handlungskonzepts „Handeln gegen Jugendgewalt“. Letzter Zugriff 25. März 2013: URL: <http://handeln-gegen-jugendgewalt.hamburg.de/contentblob/3876714/data/mitteilung-des-senats-an-die-buergerschaft-vom-27-11-2012-pdf>
- Foucault, Michel 1978: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin

- Gall, Reiner 2011: Ansätze einer „konfrontativen Pädagogik“ in Schule und Jugendhilfe. In: Brinkmann, Heinz Ulrich/Siegfried Frech/Posselt, Ralf-Erik (Hrsg.): Gewalt zum Thema machen. Gewaltprävention mit Kindern und Jugendlichen. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Bonn, S. 243-254
- Garland, David 2003: Die Kultur der „High Crime Societies“ In: Oberwittler, Dietrich/Karstedt, Susanne (Hrsg.): Soziologie der Kriminalität. KZfSS- Sonderheft 43. Opladen/Wiesbaden, S. 36-68
- 2008: Kultur der Kontrolle, Frankfurt a.M.
- Groenemeyer, Axel 2006: Punitivität im Kontext – Konstruktionen abweichenden Verhaltens und Erklärungen der Kriminalpolitik im internationalen Vergleich. In: Menzel, Birgit/Ratzke, Kerstin (Hrsg.): Grenzenlose Konstruktivität? Standortbestimmung und Zukunftsperspektiven konstruktivistischer Theorien abweichenden Verhaltens. Oldenburg, S. 266-300
- Grummt, René/Schruth, Peter/Simon, Titus 2010: Neue Fesseln der Jugendhilfe: Repressive Pädagogik. Historische Bezüge, rechtliche Grenzen und aktuelle Diskurse. Baltmannsweiler
- Heinz, Wolfgang 2011: Neue Straflust der Strafjustiz – Realität oder Mythos? In: Neue Kriminalpolitik, 23. Jg., Heft 1, S. 14-27
- Heuer, Sven 2012: Deine Taten, deine Strafe! – zur Handlungslogik konfrontativer Gewaltprävention. In: Forum für Kinder- und Jugendarbeit. Heft 3, S. 45-50
- Kessl, Fabian 2011: Punitivität in der Sozialen Arbeit – von der Normalisierungs- zur Kontrollgesellschaft. In: Dollinger, Bernd/Schmidt-Semisch, Henning (Hrsg.): Gerechte Ausgrenzung? Wohlfahrtsproduktion und die neue Lust am Strafen. Wiesbaden, S.131-145
- Kilb, Rainer 2008: Konfrontative Verfahren in der Pädagogik. In: Schröder, Achim (Hrsg.): Handbuch Konflikt- und Gewaltpädagogik. Schwalbach, S. 199-213
- 2009: Jugendgewalt im städtischen Raum. Strategien und Ansätze im Umgang mit Gewalt. Wiesbaden
- Krasmann, Susanne 2000: Gouvernamentalität der Oberfläche. Aggressivität (ab-)trainieren. In: Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas (Hrsg.): Gouvernamentalität der Gegenwart. Frankfurt a.M., S. 194-226
- 2003: „Punitivität als Regierungstechnologie“. In: Stangl, Wolfgang/Hanak, Gerhard (Hg.): Innere Sicherheiten. In: Jahrbuch für Rechts- und Kriminalsoziologie. Baden-Baden, S. 81-95
- 2011: „Der Präventionsstaat im Einvernehmen. Wie Sichtbarkeitsregime stillschweigend Akzeptanz produzieren“. In: Leon Hempel/Susanne Krasmann/Ulrich Bröckling (Hg.): Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert. Leviathan Sonderheft 25, S. 7-24
- Kunstreich, Timm 2000: Grundkurs Soziale Arbeit. Sieben Blicke auf Geschichte und Gegenwart Sozialer Arbeit. Band 1: Blicke auf die Jahre 1850, 1890, 1925 und 1935. Bielefeld

- 2012: Grundstrukturen Sozialer Arbeit in Zeiten des Neoliberalismus: Neo-Sozialhygiene als Rassismus ohne Rassen. In: Anhorn, Roland/Bettinger, Frank/Horlacher, Cornelis/Rathegeb, Kerstin (Hrsg.): Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit. Wiesbaden, S. 65-81
- /Langhanky, Michael/Lindenberg, Michael/May, Michael 2004: Dialog statt Diagnose. In: Heiner, Maja (Hg.): Diagnostik und Diagnosen in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch. Berlin, S. 26-40
- Lautmann, Rüdiger/Klimke, Daniela/Sack, Fritz 2004 (Hrsg.): Punitivität. Aches Beheft zum Kriminologischen Journal. Weinheim
- LI Hamburg 2012: Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung. Letzter Zugriff 25.März 2013: URL: <http://www.li-hamburg.de/abt.lip/bsg/bsg.cool/index.html>
- Ludwigshausen, Claudia/Böhm, Christian 2008: Das „Cool in School“-Projekt. Training für Schüler, Qualifizierung für Lehrkräfte. In: Pädagogik. Heft 12/2008, S. 22-25
- 2011: Sozialtraining: Verbindlich intervenieren und gleichzeitig unterstützen. Wie man in einer Schule wirkungsvoll erzieherische Maßnahmen umsetzen kann. In: Pädagogik. Heft 11/2011, S.28-31
- Mohr, Simon/Ziegler, Holger 2012: Zur Kultur der Kontrolle in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Forum Erziehungshilfen, Heft 5 2012, S. 277-280
- 2012a: Professionelle Haltungen, sozialpädagogische Praxis und Organisationskultur. In: Zukunft Personalentwicklung für Fachkräfte in der Kinder- und Jugendhilfe. Dokumentation des EREV-Projekts ZuPe, Schriftenreihe Evangelischer Erziehungsverband (EREV), Schriftenreihe, 53. Jg. Heft 2/2012, S. 20-31
- Möller, Kurt 2010: Soziale Arbeit und Polizei. In: Möller, Kurt (Hrsg.): Dasselbe in Grün? Aktuelle Perspektiven auf das Verhältnis von Polizei und Soziale Arbeit. Weinheim/München, S.14-27
- Neumann, Stefan 2008: Kritik der sozialpädagogischen Vernunft. Weilerswist
- Oelkers, Nina/Ziegler, Holger 2009: Punitivität, Verantwortung und Soziale Arbeit. In: ZJJ Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, Heft 1/2009 S. 38-44
- Pfadenhauer, Michaela 2005: Die Definition des Problems aus der Verwaltung der Lösung. In: Pfadenhauer, Michaela (Hg.): Professionelles Handeln. Wiesbaden, S. 9-22
- Plewig, Hans-Joachim 2010: „Konfrontative Pädagogik“. In: Dörr, Margret/Herz, Birgit (Hrsg.): „Unkulturen“ in Bildung und Erziehung. Wiesbaden, S. 151-168
- Rzepka, Dorothea 2005: Anti-Aggressivitäts- Training-Anmerkungen aus verfassungsrechtlicher und kriminologischer Sicht. In: Behindertenpädagogik, 44(4), S. 373-384
- Sack, Fritz 2002: Prävention als staatliches Sicherheitsversprechen. In: Komitee für Grundrechte und Demokratie (Hrsg.): Verpolizeichung der Bundesrepublik Deutschland – Polizei und Bürgerrechte in den Städten. Köln, S.21-65
- Schallberger, Peter 2009: Diagnostik und handlungsleitende Individuationsmodelle in der Heimerziehung. Empirische Befunde im Lichte der Professionalisierungsdebatte. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller-Hermann, Silke (Hrsg.): Professionalität in der Sozialen Arbeit. Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven. 2. Aufl. Wiesbaden, S. 265-286

- Scherr, Albert 2002: Mit Härte gegen Gewalt? Kritische Anmerkungen zum Anti-Aggressivitäts- und Coolness-Training. In: Kriminologisches Journal, Heft 4, S. 304-311
- Stehr, Johannes 2002: Welche Funktion haben staatliches Strafen und der Ruf nach Bestrafung der Jugend? In: Bettinger, Frank/Mansfeld, Cornelia/Jansen, Mechthild (Hrsg.): Gefährliche Jugendliche? Jugend, Kriminalität und der Ruf nach mehr Strafe. Opladen, S.103-117
- Sturzenhecker, Benedikt/Karolczak, Martin/Braband, Janne 2011: Ergebnisse der Evaluation der „Gemeinsamen Fallkonferenzen“ im Rahmen des Hamburger Handlungskonzepts „Handeln gegen Jugendgewalt“. In: Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, Heft 3, S. 305-312
- Singelstein, Tobias 2010: Diskursives Wissen als Grammatik sozialer Kontrolle. Zur Rolle von Diskursen bei der Konstituierung von Abweichung und Kontrolle. In: Kriminologisches Journal, S. 115-128
- Sumner, Colin 1991: Das Konzept der Devianz neu überdacht: zu einer Soziologie der 'censures'. In: Kriminologisches Journal 23, S. 241-271
- Weidner, Jens 2005: Die Peperoni-Strategie. So setzen sie Ihre natürliche Aggression konstruktiv ein, Frankfurt a.M./New York
- 2008: Konfrontation mit Herz: Eckpfeiler eines neuen Trends in Sozialer Arbeit und Erziehungswissenschaften. In: Weidner, Jens/Kilb, Reiner (Hrsg.): Konfrontative Pädagogik. 3. Aufl. Wiesbaden, S. 27-51
- 2008a: Vom Straftäter zum Gentleman? In: Weidner, Jens/Colla, Herbert E./Scholz, Christian (Hg.): Konfrontative Pädagogik: das Glen Mills Experiment. 2. Auflage. Möchnenglachbach, S. 7-54
- /Gall, Reiner 2010: Das Anti-Aggressivitäts- und Coolness-Training – zum theoretischen Rahmen konfrontativ orientierter Methodiken. In: Weidner, Jens/Kilb, Rainer/Jehn, Otto (Hrsg.): Gewalt im Griff, Band 3. Weiterentwicklung des Anti-Aggressivitäts-Trainings. 3. Aufl. Weinheim/Basel/Berlin, S.10-34
- /Kilb, Rainer (Hrsg.) 2011: Handbuch konfrontative Pädagogik. Grundlagen und Handlungsstrategien zum Umgang mit aggressivem und abweichendem Verhalten. Weinheim/München
- Widersprüche 2007: Editorial zu Heft 106: Wer nicht hören will, muss fühlen? – Zwang in öffentlicher Erziehung, S. 3-11
- Ziegler, Holger 2005: Soziale Arbeit als Garant für 'das Soziale' in der Kontrolle? In: Kriminologisches Journal, 37. Jg., H.3, S. 163-182
- 2011: Der aktivierende Sozialstaat und seine Pädagogik. Gerechtigkeitsideologien Studierender in der Sozialen Arbeit. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Sonderheft 10: Zur Identität der Sozialen Arbeit. Positionen und Differenzen in Theorie und Praxis. Lahnstein, S. 74-77

Sven Heuer, Institut für Sonderpädagogik, Schloßwenderstr. 1, 30159 Hannover  
E-Mail: sven.heuer@ifjs.phil.uni-hannover.de

## Forum Frauen- und Geschlechterforschung

Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung  
in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie



Band 38  
Mechthild Bereswill /  
Katharina Liebsch (Hrsg.)  
**Geschlecht (re)konstruieren**  
Zur methodologischen und  
methodischen Produktivität  
der Frauen- und  
Geschlechterforschung  
2013 – ca. 300 Seiten – ca. 29,90 €  
ISBN 978-3-89691-238-1

Band 37  
Erna Appelt / Brigitte Aulenbacher /  
Angelika Wetterer (Hrsg.)  
**Gesellschaft**  
Feministische Krisendiagnosen  
2013 – 268 Seiten – € 27,90  
ISBN 978-3-89691-237-4

Band 36  
Birgit Riegraf / Hanna Hacker /  
Heike Kahlert / Brigitte Liebig /  
Martina Peitz / Rosa Reitsamer (Hrsg.)  
**Geschlechterverhältnisse  
und neue Öffentlichkeiten**  
Feministische Perspektiven  
2013 – 228 Seiten – € 24,90  
ISBN 978-3-89691-236-7

**3. Auflage**  
Band 30  
Sandra Smykalla / Dagmar Vinz (Hrsg.)  
**Intersektionalität zwischen  
Gender und Diversity**  
Theorien, Methoden und Politiken  
der Chancengleichheit  
2013 – 317 Seiten – 29,90 €  
ISBN 978-3-89691-230-5

**WESTFÄLISCHES  
DAMPFBOT**



e-mail: info@dampfboot-verlag.de  
http://www.dampfboot-verlag.de

## Ein Teil davon sein



*Über: Marcus Hußmann: 'Besondere Problemfälle' Sozialer Arbeit in der Reflexion von Hilfeadressaten aus jugendlichen Straßenszenen in Hamburg. Eine qualitative Studie unter besonderer Berücksichtigung der Membership-Theorie nach Hans Falck. Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat OHG, Münster 2011, 601 Seiten, 27,00 Euro*

Nachdem die Hürde, ein 600-Seiten-Buch in die Hand zu nehmen, überwunden ist, liest sich die 2011 veröffentlichte Dissertation von Marcus Hußmann zwar gelegentlich sperrig, sie ist jedoch prall gefüllt mit detailliertem, gut nachvollziehbarem und recherchiertem Wissen der Sozialen Arbeit. Über eine breite Reflexion der vergangenen wie der gegenwärtigen Fachdebatten um Kasuistik, Fallverstehen und sozialpädagogische Diagnostik geht es über eine detaillierte Beschreibung des Forschungsstandes zu Jugendlichen in Straßen- und Bahnhofsszenen in Deutschland hin zu einem Einblick in die wissenschaftlichen Vorarbeiten des Autors. Auf dieser Grundlage nimmt Hußmann die LeserIn mit in seinen Forschungsprozess. Seine Fragestellung bezieht

„[...] sich auf die Bedeutung von Relationierungen zwischen lebensweltlichem und professionellem Wissen. Fokussiert wurde die subjektive Sicht von betroffenen Jugendlichen zu den Fragen, welche Bedeutung Fallverstehen und methodisches Handeln der Fachkräfte aus unterschiedlichen Institutionen aufweist, welche Bedeutung der Umgang dieser Fachkräfte mit hegemonial strukturierten Relationen einnimmt, welche Relationierungen zwischen Jugendlichen und Fachkräften gelungen waren und

welche Handlungen dazu beitragen, welche professionellen Settings die Jugendlichen für ihre Situation als förderlich bewerten, sowie außerdem zu den Fragen, die sich auf die Bedeutung der Positionierungen von unterschiedlichen Akteursgruppen in der Lebenssituation der Heranwachsenden sowie auf die Bedeutung sozialarbeiterischer Handlungen für solche Gruppen konzentrieren“ (578).

Bei den Interviews mit den Jugendlichen folgte Hußmann folgenden Leitfragen (365ff.):

1. Begriff und erste sowie bedeutsame Begegnungen mit Sozialer Arbeit;
2. (ihrem) Fallverstehen;
3. (ihrem) Einstieg in die Bahnhof- und Straßenszene und die Soziale Arbeit;
4. Konflikten;
5. Veränderungen durch Soziale Arbeit; sowie
6. (ihre) Bewertung der selbst erfahrenen Sozialen Arbeit.

Hier entwickelt sich das Buch fast zum Krimi. Besonders für PraktikerInnen sind die Aussagen über Soziale Arbeit aus Sicht der AdressatInnen spannend. Zum Beispiel sagt Bill bezüglich seiner Inobhutnahme: „Und, da war ich glücklich. Ich meine, keiner hat dich geschlagen, alle waren nett zu dir, im Haus gab's voll viel Liebe. So etwas kannte ich gar nicht. Da ging es mir gut“ (408). Gerne hätte ich mehr Originalpassagen aus den Interviews gelesen. Denn die Sicht der Adressaten wird in der Wirkungsforschung der Sozialen Arbeit bis jetzt leider sträflich vernachlässigt. Schon die Bearbeitung dieser Forschungslücke macht das Buch einmalig und lesenswert.

Hußman bleibt jedoch nicht beim Herausarbeiten subjektiver Aussagen stehen, sondern zieht mit Hilfe der tiefenherme-

neutischen Interpretation und im nächsten Schritt der thematischen Kodierung nach Flick vier Relationsmuster sozialer Handlungsdimensionen aus den Interviews. Hier liegt eine weitere Stärke des Buches. Hußmann bedient sich nicht eines einzelnen Verfahrens, sondern wählt unterschiedliche Forschungsmethoden zur Bearbeitung des Materials. Damit vollzieht der Autor methodisch genau das, was er theoretisch proklamiert – keine Festschreibungen, Relationalität und das Einbringen der eigenen Forschungsposition und des eigenen Blickwinkels.

In der gesamten Arbeit geht es um das behutsame Herausarbeiten von Relationsmustern. Damit verabschiedet sich der Autor von der Suche nach einer letztendlichen Wahrheit oder einem Seinszustand und richtet den Fokus konsequent auf die situativen Kräfteverhältnisse und die diesen inhärenten subjektiven Erklärungsmustern.

Nur konsequent ist es, dass sich Hußmann für die bis jetzt wenig rezipierte Membership-Theorie nach Hans Falck als Metatheorie entscheidet. Diese benennt den Aspekt der Relation als ihren zentralen Fokus. „Das Wort Member besagt, dass es keine absoluten Grenzen zwischen Personen gibt, dass Selbstentscheidung und Selbstentscheidungsrecht soziale Phänomene und nicht individuelle sind“ (Falck 1997: 134 in: Hußmann 2011: 333). Mit Hilfe dieser Theorie bekommt Hußmann den eigenen Anteil der Sozialen Arbeit in den Blick: und zwar als einen Teil der Lebenszusammenhänge der AdressatInnen. Mehr noch, auch die in der Sozialen Arbeit verbreiteten Individualisierungstendenzen können mit Hilfe der Diskussion von Hußmanns Forschung

mit der Membership-Theorie gewinnbringend bearbeitet werden.

Die vier Schaubilder, die Hußmann zur Verdeutlichung der bisherigen Lösungsvorschläge, Individuum und Gruppen zusammenzudenken, skizziert, sind einleuchtend (341ff.). In den Bildern verdeutlicht er, dass es bis dato in der Theorie der Sozialen Arbeit entweder um ein Ich *und* die Gruppe, ein Ich *in* der Gruppe, ein Ich *zwischen* der Gruppe oder um ein Ich benannt *als Teil* einer Gruppe, gehandelt hat. Diese Betrachtungsweisen sind ausschließlich individualistischer Natur. „Was fehlt ist ein Ansatz der es vermeidet, Individuum und Gruppe zu trennen“ (Falck 1997: 12 in Hußmann 2011: 340). In seinem Buch füllt Hußmann diese Lücke, indem er die Theorie von Hans Falck nutzt, um die Gruppe vor dem Individuum zu denken, d.h. das Individuum in einer konstanten Verbundenheit zu betrachten.

Vor dem Hintergrund der Ergebnisse aus den Interviews und der theoretisch-analytischen Verdichtung der lebensweltlichen Wissensdomänen der AdressatInnen konstatiert Hußmann:

„Im Rahmen eines negativen Memberships verbleiben professionelle Situationsbestimmungen des Fallverstehens bzw. der Diagnostik außerhalb der lebensweltlichen Wissensdomänen der AdressatInnen. Eine Transformation von Wissensdomänen bzw. deren wechselseitige Beachtung vollzieht sich ausschließlich in den von den Jugendlichen als sicher und haltend erlebten Beziehungen zu solchen Pädagogen, die von den Heranwachsenden als Bezugs- bzw. Bindungspersonen erachtet werden“ (588).

Diese Beziehungen nennt Hußmann in Anschluss an Falck ‘positives Membership’, in dem der Mensch nicht auf sich selbst gestellt ist. In Abgrenzung zum

‘negativen Membership’ und einem ‘zweideutigen Membership’ benennt Hußmann als Hauptaufgabe der Sozialen Arbeit ein Mitwirken an positiven Memberships. Oder, noch besser, ein Teil dieser zu sein!

Hier schließen wesentliche Qualifizierungsmerkmale für Soziale Arbeit an. Für mich als Praktikerin war ein wichtiges Fazit aus den Interviews:

„In nahezu allen Institutionen der Jugendhilfe und Jugendsozialarbeit betonen die Befragten gute Erfahrungen mit bestimmten Fachkräften, die sie als Bezugspädagogen und zum Teil als Elternersatz für sich wählten. In diesem Kontext benennen die InterviewpartnerInnen deren Handlungskompetenz, welche sie u.a. durch anwaltliches Handeln in Rechtsverfahren und innerhalb des Jugendhilfesystems, durch eine methodische Vielfalt, Taktgefühl und das Engagement der Pädagogen sowie eine attraktive Freizeitgestaltung kennzeichnen“ (583).

Egal, ob das erkenntnisleitende Interesse der Leserin ein Nutzen für die Praxis, die Theorie der Sozialen Arbeit oder für weitere Forschungen ist – die LeserIn wird fündig. Ein hoch interessantes Buch, das viele Forschungslücken füllt und zu weiteren Gedanken anregt.

Unter anderem kann nahtlos an Foucaults bekannte Aussage vom Tod des Menschen angeschlossen werden. Es kann in Zukunft nicht mehr um „den Men-

schen“ oder „das Individuum“ in der Sozialen Arbeit gehen, sondern es sollte um ein Herausarbeiten von Kräfteverhältnisse und Mikropolitiken gehen. Deutungskämpfe für GesellschaftskritikerInnen sind überholt. Es geht darum, weg von Kategorisierungen, Verdinglichungen und Grenzen, den Blick auf Relationen, Möglichkeiten und Bewegungen zu lenken (Van Dyk 2012: 190ff.). Spätestens seit Deleuze wissen wir, dass jegliche Stabilisierungen brüchig sind. Deshalb kann es nicht darum gehen, weiter die Gewinner und Verlierer der Verhältnisse zu benennen, sondern es sollte darum gehen, das Spiel der vermeintlichen Alternativlosigkeiten zu enttarnen und nicht weiter „mit“ zu spielen.

Hußmann hat mit seinem Fokus auf Relationierungen und seinem erkenntnisleitendem Interesse an subjektiven Sinnzuschreibungen von AdressatInnen einen Grundstein gelegt, den es jetzt zu erweitern gilt.

#### Literatur

Van Dyk, Silke 2012: Poststrukturalismus. Gesellschaft. Kritik. Über Potentiale, Probleme und Perspektiven. In: PROKLA Heft 167, 42. Jg. 2012, Nr. 2

Sandra Küchler, Klausstraße 10,  
22765 Hamburg  
E-Mail: sadala@gmx.de

Opferperspektive e.V. (Hrsg.)

## Rassistische Diskriminierung und rechte Gewalt

An der Seite der Betroffenen beraten,  
informieren, intervenieren

2013 – 381 Seiten – ca. 19,90 €  
ISBN 978-3-89691-947-2



Fünfzehn Jahre sind vergangen, seit die Opferperspektive e.V. in Brandenburg das Konzept der aufsuchenden Beratung für Betroffene rechter Gewalt entwickelt hat. Fünfzehn Jahre, in denen nicht nur Betroffene rechter Gewalt und rassistischer Diskriminierung unterstützt worden sind, sondern in denen auch politisch gegen Rassismus und rechte Hegemonien vor Ort interveniert wurde. Aus diesem Grund blicken MitarbeiterInnen der Opferperspektive, Betroffene, KooperationspartnerInnen, ExpertInnen und Aktivistinnen auf die Entwicklung der eigenen Arbeit zurück, mit dem Ziel Erfolge und Misserfolge zu reflektieren und die im Laufe dieser Zeit gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse für die interessierte Öffentlichkeit aufzubereiten.

Die *Opferperspektive* ist ein in Potsdam ansässiger gemeinnütziger Verein, der sich für Opfer rechter Gewalt einsetzt, damit jeder Mensch, gleich welchen nationalen, ethnischen, religiösen, sexuell-orientierten oder weltanschaulichen Hintergrunds, frei und ohne Angst sich bewegen und gleichberechtigt am gesellschaftlichen Leben teilhaben kann (Opferperspektive e.V.).

**Der Verein Opferperspektive e.V.**  
2000: Carl von Ossietzky-Medaille  
der internationalen Liga für  
Menschenrechte  
2003: Preis für „Aktiv für Toleranz  
und Demokratie“ des Bündnisses  
für Demokratie und Toleranz



**WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT**

Hafenweg 26a · 48155 Münster · Tel. 0251-3900480 · Fax 0251-39004850  
e-mail: [info@dampfboot-verlag.de](mailto:info@dampfboot-verlag.de) · <http://www.dampfboot-verlag.de>

# Widersprüche ★

Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich

Gesellschaft als „Diskurs der Wünsche“ meint das Verfertigen  
des Sozialen im Prozess des sozialen Diskurses,  
nicht Unterwerfung unter vorgefertigte Normierungen.

Niko Diemer (1952 – 1992)

## Wir über uns

1981/82 gründeten Mitglieder der Arbeitsfelder Gesundheit, Sozialarbeit und Schule des Sozialistischen Büros die Zeitschrift *Widersprüche*. In dieser Zeit des grünen Aufbruchs und der radikalisierten konservativen Wende versuchten wir eine erste Standortbestimmung als Redaktionskollektiv: „Verteidigen, kritisieren, überwinden zugleich“. Unter dieser Programmatik wollten wir als Opposition dazu beitragen, die materiellen Errungenschaften des Bildungs- und Sozialbereichs zu verteidigen, dessen hegemoniale Funktion zu kritisieren und Konzepte zu ihrer Überwindung zu konkretisieren. Zur Überzeugung gelangt, dass eine alternative Sozialpolitik weder politisch noch theoretisch ausreichend für eine sozialistische Perspektive im Bildungs- und Sozialbereich ist, formulierten wir unseren ersten Versuch einer Alternative zur Sozialpolitik als Überlegungen zu einer „Politik des Sozialen“. An der Präzisierung dieses Begriffes, an seiner theoretischen und politischen Vertiefung arbeiteten wir, als die Frage nach der „Zukunft des Sozialismus nach dem Verschwinden des realen“ 1989 auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Das Kenntlichmachen der „sozialen Marktwirtschaft“ als modernisiertem Kapitalismus im Westen und Kapitalismus „pur“ im Osten erleichtert uns zwar die Analyse, gibt aber immer noch keine Antwort auf die Frage nach den Subjekten und Akteuren einer Politik des Sozialen, nach Kooperationen und Assoziationen, in denen „die Bedingung der Freiheit des einzelnen die Bedingung der Freiheit aller ist“ (Kommunistisches Manifest).

Wer in diesem Diskurs der Redaktion mitstreiten will, ist herzlich eingeladen.